Beitrag zur Familienchronik
von Oscar Walcker

Der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Gurlitt beabsichtigte über die Geschichte des Orgelbaus im 20. Jahrhundert eine Abhandlung zu schreiben. Da Eberhard Friedrich Walcker gerade am Anfang des Jahrhunderts durch seine Zusammenarbeit mit dem Abbé Vogler eine entscheidende Stellung in der Orgelbaugeschichte einnimmt, ersuchte mich Gurlitt die Familienakten durchzusehen, um evtl. wichtiges Material zur Klärung verschiedener Fragen beizusteuern. Aus diesem Anlass las ich auch die Niederschriften Gustav Walcker's über die Walcker´sche Familienchronik. Ich fand, dass er sich eingehend auch mit meiner Person beschäftigt hat. Ich möchte nun Gustav Walcker's Wünsche, mich selbst ebenfalls zur Familiengeschichte zu äußern, nachkommen und nachstehend meine eigene Auffassung über manche Verhältnisse geschichtlicher und familiärer Art niederlegen.
Im 73. Lebensjahr stehend, kann ich wohl manches zur Familien- und Geschäftsgeschichte beitragen. Ich will mich befleißigen in meinen Ausführungen möglichst objektiv zu bleiben. Im Laufe meiner Abhandlung möchte ich eine Lücke, die sich mir zeigt, ausfüllen.
Mit den meisten Familienmitgliedern hat sich Gustav Walcker ausgiebig befasst. Es fehlen aber im Kranze der Söhne Eberhard Friedrich Walcker's der Schreiber der Familienchronik, Gustav Walcker selbst, sowie sein Bruder Eberhard.
Eberhard Friedrich Walcker, mein Großvater, wird von mir hochgeschätzt. Mit einer Energie sondergleichen baute er trotz aller widrigen Verhältnisse sein Geschäft auf. Gustav Walcker hat dies alles lebhaft und richtig geschildert, nur ist er meines Erachtens dem Sozius der Firma, Heinrich Spaich, nicht gerecht geworden. Als ich im Jahre 1885 als Lehrling in das Geschäft eintrat, war Spaich noch aktiv tätig. Er war eine stille ruhige Natur, nicht himmelstürmenden Geistes, aber treu und ehrlich im Geschäft. Spaich ist in schweren Zeiten seinem Partner Eberhard Friedrich Walcker redlich zur Seite gestanden. Oft, so erzählte er mir, war zu den Zahltagen kein Geld in der Kasse. Spaich machte sich dann auf den Weg von seinen Bekannten Darlehen erbittend, um aus großer Not zu helfen. Er genoss überall ein besonderes Ansehen und Vertrauen. In Frankfurt a. Main war er wochenlang tätig und stimmte die dortigen Orgeln und hatte dabei Gelegenheit neue Geschäfte abzuschließen. Nicht weniger als 75 Orgeln hat die Firma E.F. Walcker & Cie. bis heute in diese Stadt geliefert.
In seiner beschaulichen Art war er das gerade Gegenteil seines lebenssprühenden Teilhabers. So erzählte Eberhard Walcker, der ihm in Frankfurt beim Stimmen behilflich war, dass Spaich am Spieltisch sitzend, die Tasten haltend, oft vom Schlaf überwältigt worden sei; Eberhard verschwindet ins nahe Wirtshaus zum ausgiebigen Vesper, während Spaich den Ton weiter erklingen ließ, bis Eberhard mit Stentorstimme „weiter“ rief. Spaich merkte nie, dass er eine geraume Zeit verschlafen hatte.
In einer Werkstatt arbeiteten mein Vater, Heinrich und Spaich zusammen. Auch ich musste manchmal, zwar ungern, meine Tätigkeit in das Lokal des Chefs verlegen. Wenig wurde gesprochen, jeder vertiefte sich in seine Arbeit. In dieser Ruhe konnte dann Spaich manchmal, den „Schwäbischen Merkur“ vor sich, sein Schläfchen machen.
Ich habe Heinrich Spaich immer geschätzt; er ist mir bis in sein hohes Alter ein treuer Freund geblieben. Auch nach seinem Austritt aus der Firma interessierte er sich lebhaft für die Geschicke des Orgelbaus. In den 98 zigsten Jahren seines Lebens hat ihn der Tod infolge eines Unfalls erreicht. Dass Eberhard Friedrich Walcker einen Teilhaber brauchte, ist selbstverständlich. Das Geschäft vergrößerte sich zusehends; er selbst war viel auf Reisen, oft wochenlang von zu Hause abwesend-. Er musste eine vertraute ehrliche Kraft im Geschäft

haben. Er fand m.E. in Spaich den richtigen Mann. Der temperamentvolle Eberhard Friedrich musste einen ruhigen verträglichen Mitarbeiter haben. Richtig ist, dass Eberhard Friedrich beim Eintritt Spaich's seinen Vorteil nicht genügend wahrte.
In der Werkstatt der Prinzipale fand, alter Tradition entsprechend, nach der Vesperpause eine Morgenandacht statt. Die älteren Leute erschienen mit der Kappe in der Hand, einer der anwesenden Chefs griff zum Losungsbuch, um das Kapitel des Tages zu verlesen. Anschließend daran konnte dann jeder sein Anliegen vorbringen oder sich Rat holen. Dann ging’s wieder zur Arbeit. Immer mehr schrumpfte der Kreis der Andächtigen zusammen, sodass leider dieser schöne Brauch Anfang der achtziger Jahre erlosch.
Aus Gustav Walcker’s Chronik spricht oft die Antipathie der Familie Walcker gegen Spaich. Sie rührte hauptsächlich daher, dass Spaich mit seiner sparsamen Frau und zwei Kindern wesentlich weniger Geld brauchte, als die große Familie Eberhard Friedrichs. Das Geschäftsguthaben Spaich's stieg deshalb immer mehr gegenüber dem des Gründers der Firma.
Gustav Walcker schildert Karl Walcker, der nach des Vaters Tod die Zügel des Geschäfts in die Hand nahm, als rechthaberisch, abweisend und selbstherrlich. Ich glaube auch hier sieht Gustav Walcker nicht auf den Grund der Dinge. Gegen Ende der sechziger Jahre war die Lage des Geschäfts kritisch geworden. Die drei Teilhaber der Firma E.F. Walcker & Cie., Heinrich und Fritz Walcker und Heinrich Spaich waren so an die Führung Eberhard Friedrichs gewöhnt und anderseits so wenig von kaufmännischem Geist beseelt, dass ein neuer Mann und eine neue Kraft nötig war, die Firma in die kommende Zeit hinüber zu führen.
Wenn ich die alten Geschäftsbücher durchblättere, ergibt sich für die Bilanzen und Inventare folgendes interessante Bild:
Im Jahre 1842 nahm Eberhard Friedrich Walcker seinen langjährigen treuen Gehilfen, Heinrich Spaich, als Teilhaber in sein Geschäft auf und nannte dies von nun an E.F. Walcker & Cie.
Am 4. Mai 1857 traten lt. Gesellschaftsvertrag die Söhne Eberhard Friedrichs, Heinrich und Fritz Walcker in die Firma ein. Das erste Inventar, das noch vorhanden ist, wurde im Jahre 1866 als 25. Inventarium aufgestellt. In diesem wurde jede Kleinigkeit gewissenhaft aufgeführt und bewertet. Die Werkzeuge werden mit Hfl. 9882,43 aufgeführt und hiervon 2% Verlust abgeschrieben. Orgelteile, Hölzer, Metalle und Materialien ergeben eine Summe von Fl.48296, 53. Als einziger Grundbesitz erscheint eine Scheuer mit 1800 Fl. (diese kostete 2300 Fl., 500 Fl. waren jedenfalls noch nicht gezahlt worden.)
Im Jahre 1866 scheint der Buchhalter Krummholz angestellt worden zu sein, der eine einfache kaufmännische Buchführung einführte.
1867 ergibt das 26. Inventarium einen Materialwert von 50.148,41 Fl.; hierzu kommt noch der Wert der Werkzeuge mit 9767,26,
1868 waren die Werte 35.789,24 Material u. 9671,32 Werkzeuge
1869 waren die Werte 41.701,00 Material u. 8841,45 Werkzeuge.
Am Schlusse dieses 28. Inventariums 1869 tauchte die Handschrift Karl Walcker's auf. Er schreibt: Totalvermögen: 50.512,50 Fl.
Erst jetzt kommt kaufmännischer Geist in die Bilanzen. Karl Walcker rekapituliert das Inventar per 31. Dezember 1868 und stellt ein aktives Vermögen von 13.228,45 Fl. fest. Erst jetzt ergibt sich die Tatsache, dass 20.133,48 Fl. Anlehen und 21.673.-Fl. Kreditoren vorhanden waren.
Die Bilanz vom 1. Januar 1870 erzielt einen Gewinn von 241,51 Fl. Am 1. Januar 1871 errechnet Karl Walcker schon einen Gewinn von 8526,54 Fl., dem auf 1. Januar 1872 ein

solcher von 8526.07 Fl. Folgt. Karl Walcker greift nun energisch durch; er entwirft für die Gesellschafter einen Gesellschaftsvertrag, um Ordnung in die Kapitalwirtschaft zu bringen. Niederschriften über die Vermögensverhältnisse von Eberhard Friedrich Walcker und seinem Sozius Heinrich Spaich sind nicht vorhanden. Die im Jahre 1842 vorhandenen Gebäude gehörten Eberhard Friedrich Walcker.
Das Anwesen schloss nach Westen hin mit dem Orgelsaal ab. Es ergab sich bald die Notwendigkeit die Bauten fortzusetzen, es entstand der abschließende Westbau, in dessen 3. Stock Spaich wohnte. Außerdem wohnten noch 5 Arbeiterfamilien in diesem Bau, der den beiden Teilhabern je zur Hälfte gehörte. Das Gesellschaftsvermögen bestand aus Werkzeugen und Materialien und gehörte beiden Partnern gemeinsam. In den Inventuren wurden diese Werte genau festgelegt. Aufs Genaueste wurde alles aufgeschrieben, so z.B. ein Thermometer 30 Kreuzer, zwei kleine Sägefeilen 28 Kreuzer, zwei Leuchter 25 Kreuzer und anderes mehr. Über Guthaben und Schulden fehlt jede Aufzeichnung. Jeder der beiden Teilhaber erhielt ein so genanntes Haushaltgeld, das der Kasse entnommen wurde. Über die Entnahmen der beiden Teilhaber fehlen alle Aufschriebe. Eine Ertragsrechnung konnte jedenfalls nicht aufgestellt werden.
Wenn Geld in der Kasse war, wusste man, dass das Geschäft gut ging; war die Kasse leer, musste man eben irgendwo Anlehen aufnehmen. Jede der beiden Familien nahm, außer dem Haushaltgeld, was sie zur Lebenshaltung brauchte aus der Kasse. Diese Beträge wurden aufgeschrieben und es zeigte sich bald, dass Eberhard Friedrich Walcker mit seiner großen Familie viel mehr brauchte, als der sparsame Spaich mit Frau und 2 Kindern. Wenn dann am Ende des Jahres die beiden Kontokorrente der beiden Familien verglichen wurden, war Spaich, als der weniger Entnehmende immer im Vorteil. Diese Tatsache hat den führenden und leitenden Eberhard Friedrich Walcker sehr verstimmt, sodass es manchmal, wie mir Gustav Walcker erzählte, zu Auseinandersetzungen und Verstimmungen kam, die sich dann auch auf die Familienmitglieder ausdehnten.
Daher vielleicht auch die unfreundliche und ungerechte Beurteilung von Heinrich Spaich in Gustavs Familienchronik.
Lt. Vertrag vom 4. Mai 1857, der leider in den Akten nicht mehr zu finden ist, traten die beiden ältesten Söhne Eberhard Friedrichs, Heinrich und Fritz Walcker in die Firma E.F. Walcker & Cie. ein, als Teilhaber. Sie erhielten ihr mütterliches Vermögen mit je 2500 Gulden als Einlage ins Geschäft erwiesen. Wie dieses Vermögen in den Büchern festgelegt wurde, ist nirgends ersichtlich.
Wie patriarchalisch dies Verhältnis damals war, zeigt das Testament Eberhard Friedrich Walcker’s. Er schreibt: „Nach meinem Tode bleibt meine Frau Marie mit allen meinen Rechten Gesellschaftsteilhaberin. Es kann zwar eine neue Vermögensaufstellung stattfinden, es darf aber durchaus keine Teilung des Vermögensnachlasses und der Realitäten von Seiten des Waisengerichts vorgenommen werden.“
Karl Walcker hatte, als er 1869 ins Geschäft eintrat, zuerst die Aufgabe in die völlig unübersichtliche Vermögenslage der Teilhaber Ordnung zu bringen. Er entwarf einen neuen Gesellschaftsvertrag und stellte auf 31. Dezember 1868 eine Eröffnungsbilanz auf, die ein Aktivvermögen der Gesellschaft von Gulden 16.228.45 ergibt. Aus diesem Gesellschaftsvertrag ergibt sich die Tatsache, dass die einzelnen Gesellschafter, wenn ein Geldbedürfnis vorlag, Schulden auf ihren Namen aufnahmen und dem Geschäft zur Verfügung stellten. Karl Walcker ordnete auch diese Angelegenheit, indem er (in) den Gesellschaftsvertrag den Paragraphen aufnimmt, dass alle diese Gelder, soweit sie nachweislich in das Geschäft geflossen sind, von sämtlichen Gesellschaftern solidarisch und selbstschuldnerisch anerkannt werden.

Das Aktivvermögen der Gesellschaft von 13.228.45 Gulden wird nun auf die einzelnen Gesellschafter unter Anrechnung ihrer aus den Büchern ersichtlichen Konti verteilt und wie folgt festgestellt:

Eberhard Friedrich Walcker	1974,10 Gulden
Heinrich Spaich	2675,06 Gulden
Heinrich Walcker	3676,84 Gulden
Fritz Walcker	4903,25 Gulden

Die sich ergebenden Gewinne oder Verluste werden unter den Teilhabern wie folgt verteilt:

Eberhard Friedrich Walcker	2/5
Heinrich Spaich	1/5
Heinrich Walcker	1/5
Fritz Walcker	1/5

Die Eberhard Friedrich Walcker gehörenden Gebäude und Maschinen werden mit 23.900 Gulden, das gemeinsam E. Fr. Walcker und Spaich gehörende Gebäude auf 15.000 Gulden beziffert. Die Gesellschaft zahlt den Eigentümern 5% dieser Summen als Miete, sowie alle entstehenden Unkosten. In diesem Vertrag steht noch, dass falls ein Teilhaber stirbt dessen hinterlassener Witwe, und nach dem Tode dieser die Kinder das Recht haben mit dem Anteil ihres verstorbenen unter denselben Bedingungen und mit denselben Rechten, wie dieser, an der Gesellschaft beteiligt zu bleiben. Sie verzichten aber zugunsten der leitenden Gesellschafter auf die Hälfte des Gewinns und das Kostgeld, das jedem Teilhaber zustand und auf Unkosten verbucht wurde.
Dieser Vertrag wurde am 1. Januar 1869 unterschrieben. Karl Walcker hat sich durch diese nicht gerade einfache Klärung und Regelung der Gesellschaftsverhältnisse ein großes Verdienst erworben und kaufmännisches Geschick bewiesen. Es ist keine Frage, dass die Firma E.F. Walcker & Cie. ohne dieses Eingreifen Karl Walcker's nicht weiter gekommen wäre und heute wohl nicht mehr existieren würde. Dass Karl manchmal mit harter Hand durchgreifen musste, ist verständlich; dass dies die Betroffenen manchmal schmerzlich empfanden, ist begreiflich. Der kaufmännische Einfluss Karls machte sich sichtbar geltend. Die Bilanz vom Dezember 1870 weist, wie vorerwähnt, einen Gewinn von 8526 Gulden auf. Das Kapitalkonto betrug 13.148 Gulden. Es ist dies die letzte Bilanz, die Eberhard Friedrich unterschrieben hat. Karl nimmt die Kasse fest in die Hand, der Verbrauch der Teilhaber wird straff kontrolliert; es muss in jedem Haushalt sparsam gewirtschaftet werden. Diese Forderung ist man im Haushalt der Witwe Eberhard Friedrichs nicht gewöhnt- Daraus ergeben sich Spannungen und Verstimmungen. Aus dieser Situation resultiert auch das Urteil Gustav Walcker's über seinen Bruder Karl.
Der ganze Betrieb musste neu organisiert werden; auch eine einheitliche Leitung der Fabrikation erwies sich als notwendig. Karl rechnete, kalkulierte unerbittlich. Der Kaufmann hatte manchmal den Widerstand seiner Partner zu bekämpfen. Nach all dem was ich über sein Wirken hörte und was ich selbst erlebte, kann ich sagen, dass ich diesen Mann außerordentlich schätzte und ihm heute noch ein ehrendes Gedenken bewahre. Er hat sich als Kaufmann mit starkem Willen und mit Geschick auch in die technischen Gebiete eingearbeitet.

Nach dem am 4. Oktober 1872 erfolgten Tode Eberhard Friedrich Walcker's tritt dessen Witwe Marie und der seitherige Prokurist Karl Walcker am 5. Oktober 1872 als Teilhaber in die Firma ein.
Am 12. Mai 1880 wird ein neuer Gesellschaftsvertrag abgeschlossen. Marie Walcker verzichtet zugunsten der übrigen Gesellschafter auf die Hälfte ihres Gewinnanteils und trägt im gleichen Verhältnis etwaigen Verlust. Als wichtigste Änderung gegenüber dem seitherigen bestimmt der neue Vertrag, dass ein austretender Gesellschafter das letzte abgeschlossene und unterzeichnete Inventar für die Bestimmung seines Guthabens oder seiner Schuld gegen die Gesellschaft als allein maßgebend anerkennen muss; er verzichtet ausdrücklich auf alle Einsprüche des Irrtums und begibt sich mit seinem Austritt außerhalb aller ferneren Rechte an die Gesellschaft. Der Tod eines Gesellschafters ist kein Grund für die Auflösung der Gesellschaft. Die Erben eines verstorbenen Gesellschafters haben sich den Bedingungen dieses Vertrags unbedingt zu fügen und denselben seinem ganzen Umfange nach anzuerkennen, ohne dagegen weder auf gerichtlichem noch außergerichtlichem Wege Einsprache erheben zu können.
Mit dem 1. Juli 1880 tritt die Gesellschafterin Marie Walcker aus der Gesellschaft aus. An ihrer Stelle sollen ihre Söhne Paul und Eberhard in diese eintreten. Der Eintritt dieser beiden Söhne Eberhard Friedrichs blieb aber vorläufig nur auf dem Papier stehen.
Die Wirtschaftslage in Deutschland war in den 80er Jahren sehr schlecht geworden, dies machte sich auch im Orgelbau geltend. Man wagte in diesen schlechten Zeiten keine Bilanz mehr zu machen und wurschtelte eben weiter.
Am 1. Juli 1879 ergab die Bilanz für die Jahre 1. Juli 1875 bis 1. Juli 1879 immerhin noch einen Gewinn von 41.635,23 RM. Die Bilanz auf 30. Juni 1885 schloss mit einem Gewinn von 18.885.- RM ab. Wenn man berücksichtigt, dass jeder der 5 Teilhaber im Monat nur ein so genanntes Kostgeld von 240.- RM erhielt und der Gewinn unter die 5 Teilhaber verteilt wurde, kann man sich ein Bild von den damaligen Verhältnissen der Gesellschafter machen. Diese Einkommen reichten zur Lebenshaltung gewöhnlich nicht aus, und so kam es, dass die weniger sparsamen Gesellschafter bald Schuldner der Gesellschaft wurden. So kann man auch verstehen, wenn Karl Walcker in der Niederschrift einer Besprechung folgendes anführte: „Wir sind bei der Besprechung der Bilanz vom 30. Juni 1885 zu dem Schluss gekommen, dass die Größe des Geschäfts eine Vermehrung der Teilhaber absolut nicht gestattet, weil dessen Rentabilität kaum gesteigert werden könne, solange noch die stillen Teilhaber Marie Walcker und Heinrich Spaich der Firma angehörten. Unter diesen Umständen müsse man wohl oder übel auf den allerdings vertraglich festgelegten Eintritt der Brüder Paul und Eberhard in die Firma verzichten.
Der Vertrag vom 12. Mai 1880 erhält erst am 28. Februar 1887 einen Nachtrag, welcher bestimmt, dass die beiden Teilhaber Marie Walcker und Heinrich Spaich aus der Gesellschaft ausscheiden und an deren Stelle Paul und Eberhard Walcker als neue Teilhaber in die Firma eintreten.
Karl Walcker hatte in den Vertrag vom 12. Mai 1880 die Bestimmung hereingenommen, dass für den ausscheidenden Teilhaber oder dessen Erben, wie schon oben gesagt, nur das in der letztunterschriebenen Bilanz festgesetzte Vermögen maßgebend sei. Diese Bestimmung richtete sich damals zweifellos gegen die beiden ältesten Gesellschafter Heinrich und Fritz Walcker. Diese Bestimmungen trafen also zuerst meinen Vater und indirekt auch mich. Mein Vater trat auf Grund dieses Vertrags im Jahre 1892 aus der Gesellschaft aus. Als Karl Walcker 1908 starb, war der gleiche Vertrag noch in Kraft, auch seine Erben mussten sich diesem von Karl Walcker entworfenen Vertrag fügen. Gustav Walcker kommt in seiner Chronik mehrfach auf die Ungerechtigkeit dieses Vertrags zu sprechen. So geht es eben

manchmal mit den Verträgen! Die Zeiten ändern sich. Was erst als Vorteil schien, wird manchmal zum Nachteil. Nach dem Austritt meines Vaters verblieben noch Heinrich, Karl und Eberhard in der Firma.
Nachdem ich in Vorstehendem die Entwicklung der Firma E.F. Walcker & Cie. auf der Grundlage der vorliegenden Akten und Aufzeichnungen beschrieben habe, darf ich wohl in meinen weiteren Ausführungen meine persönlichen Erlebnisse als Orgelbauer und schließlich als Teilhaber und Alleininhaber der Firma schildern.
In strenger Zucht des Vaters und umsorgt von einer liebevollen Mutter verlebten wir 5 Geschwister unsere Jugendzeit (unser Bruder Eberhard war früh gestorben). Wir wurden zur Arbeit und Sparsamkeit erzogen. Widerspruch oder Ungehorsam gab es nicht. Was auf den Tisch kam, musste gegessen werden, ob es schmeckte oder nicht. Wer ein paar Minuten nach dem Vater an den Tisch kam, bekam handgreiflich zu spüren, was Unpünktlichkeit zu bedeuten hatte. Wir besaßen einen Garten, der unser Elter Freude war, uns Kindern aber manch harte Arbeit brachte. Wie oft musste ich als Ältester im Schweiße meines Angesichts manchen Eimer Wasser den Berg hinaus zum Giessen tragen. Im Herbst hieß es schon vor Tagesgrauen aufstehen, um im Garten das Obst aufzulesen; erst dann kam das Frühstück. Hierauf ging’s zur Schule. Sosehr man die Ferien herbeisehnte, so peinlich war es vor Schulbeginn die Unterschrift des Vaters für das Zeugnis zu erlangen. Manche Backpfeife ist dabei abgefallen. Aber geschadet hat uns dies nichts.
Noch heute bin ich meinen Eltern dankbar für alles, was sie mir getan haben: Die Härte der Erziehung hat uns fürs Leben stark gemacht. Nur ein kleines Beispiel; welche Sparsamkeit im Hause herrschte: Als man uns für alt genug hielt, uns ein Taschengeld anvertrauen zu können, erhalten wir pro Woche 10 Pf. Über den Verbrauch mussten wir Buch führen und erhielten diese 10 Pf. nur, wenn wir auf den Zucker in den Kaffee verzichteten. Meinen ersten Überzieher erhielt ich, als ich die Kunstgewerbeschule bezogen hatte und dieser war nicht einmal neu, er stammte von Onkel Eberhard und wurde für mich wieder etwas aufgebügelt. Von Unterwäsche, Unterhose und dergleichen war keine Rede. Ich erinnere mich noch lebhaft des kalten Winters von 1879/80, der das Thermometer 6 Wochen lang auf Temperaturen bis zu 30 Grad Kälte brachte. Ein Schal um den Hals war das einzige Stück, das uns vor der Kälte schützen sollte. Wir sind aber trotz allem gesund geblieben und groß und alt geworden.
Für den Orgelbau hatte ich von Jugend an immer ein großes Interesse. Jede freie Stunde, die mir die Schule ließ, steckte ich im Betrieb, saß beim Dreher Schilling auf der Drehbank, zuzusehen, wie unter seinen geschickten Händen die Holzklötze sich rundeten. Manchmal durfte ich auch selbst den Meisel führen. Der Dreher hatte als Handwerksbursche große Wanderungen gemacht, war auf Ulmer Schachteln und Holzflössen die Donau hinunter bis nach Wien gekommen, hatte Deutschland bis nach Schlesien durchwandert. Immer wieder wusste er mir Neues aus seinem Leben zu erzählen.
In der Schlosserei herrschte ein etwas anderer Geist. Ballester, der Schlosser, führte hier das Regiment. David Staudenmayer war sein Geselle. Frühzeitig bekam ich schon die Feile in die Hand. Bei den Schreinern gab’s neben ernsten Leuten, wie Fritz, Glasar, Langenstein, Reinhardt auch lustige Kumpane, wie der allzeit vergnügte Stöckle, Heldentenor und Schauspieler zugleich. Bei ihm lernte ich den Hobel führen und Holzpfeifen fabrizieren. Als ich dann mit 15 Jahren als Lehrling in den Betrieb kam, war ich kein Neuling mehr.
Des Öfteren war ich Zeuge von Verhandlungen und Auftritten zwischen den Teilhabern. Frühzeitig erkannte ich schon die großen Schwierigkeiten einer fünfköpfigen Betriebsführung.

Nachdem ich mich einige Jahre der praktischen Arbeit gewidmet hatte und meine Lehrzeit beendet war, entsprach mein Vater meinen Bitten, mich auf die Kunstgewerbeschule zu schicken. Zwei Jahre saß ich dort am Reißbrett und in den Hörsälen. Zwei Jahre frühen Schaffens und Erlebens, mit kargem Taschengeld ausgestattet, dem die Mutter manchmal etwas beisteuern musste, waren mir beschieden. Hier holte ich mir das Rüstzeug auf dem Gebiet der Architektur und der Kunst, das mir in meinem Leben oftmals zustatten kommen sollte.
Anschließend diente ich als Einjährig-Freiwilliger in der 6. Kompanie des Inf. Regts. 121, um schon nach 3’4 jähriger Dienstzeit zum Unteroffizier befördert zu werden.
Nach Ableistung meiner Militärpflicht trat ich wieder in das Geschäft ein, um im Zeichenbüro unter Paul Walcker's Fuchtel meine Arbeit aufzunehmen. Eine harte Schule harrte meiner, mein Meister war aufbrausend und jähzornig. Wegen Kleinigkeiten gab’s oft stimmgewaltigen Krach. Einmal passierte mir das Missgeschick, dass ein Tuschfläschchen umgefallen war. Darob großer Spektakel, sodass Karl vom Kontor heraufstürzte, meinend, es gäbe Mord und Totschlag. Anderseits lernte ich aber viel von Paul, der ein tüchtiger Orgelbauer, Konstrukteur und Zeichner war. Kalkulation und Rechnen waren für ihn jedoch böhmische Dörfer. Er fragte nie, was die Arbeit kostet- Qualität war das Entscheidende. Zeit spielte in seinem Kalkül keine Rolle. Man scheute sich ihm zu sagen, die Arbeit sei fertig. „Fertig ist man nie“ war dann seine Antwort. Ein Donnerwetter gab’s, wenn auch nur eine Kleinigkeit fehlte. So war’s im Zeichenbüro und so war’s auch im Betrieb, der Paul auch unterstand.
Wenn Karl Walcker in seinen Bilanzen die Erfolgrechnungen aufstellte, gab’s manchmal einen Verlust zu buchen. Der Kaufmann erkannte klar die Ursachen dieser Misserfolge. Er strebte mit aller Energie eine rationelle Betriebsführung an, stieß aber immer wieder auf den unerbittlichen Widerstand Pauls und der Brüder.
Ich war inzwischen wieder in den Betrieb versetzt worden und von Onkel Eberhard zum ersten Mal zu einer Orgelaufstellung nach Worms mitgenommen. Eberhard verstand es am Ort seiner Arbeit einen Stammtisch zu gründen, den er mit Witz und fröhlichem Leben erfüllte. Mit der Arbeit wurde nicht gedrängt. Mit peinlicher Sorgfalt war die mechanische Traktur einzurichten und zu regulieren. Mit der Intonation nahm’s Eberhard besonders gründlich.
Ich freue mich heute noch der schönen Zeit, die ich in Worms verleben konnte.
Ende der 80er Jahre wurde von Orgelbaumeister Sander in Braunschweig die pneumatische Traktur erfunden. Karl Walcker erkannte die Notwendigkeit, dass auch die Firma E.F. Walcker & Cie. nicht zurückstehen durfte die neuen Wege zu beschreiten, die eine Abkehr vom Althergebrachten bedeuteten. Trotzdem die Teilhaber gegen diese Neuerung waren, gelang es Karl seinen Bruder Paul zu bewegen, sich mit den pneumatischen Problemen zu befassen und Versuche anzustellen. Nachdem diese befriedigend ausfielen, beschloss Paul im Einverständnis mit Karl eine kleine, für ein Kloster in Bilbao bestimmte Orgel pneumatisch zu bauen. Sie wurde, nachdem viele Schwierigkeiten zu überwinden waren, fertiggestellt und nach Bilbao gesandt. Die Konstruktion bewährte sich nicht; das Werk musste wieder umgebaut werden. Dieser erste Versuch und Misserfolg kostete viel Geld. Die Brüder und auch Karl schoben die Schuld auf Paul, der in eine schwierige Lage kam. Der Streit konnte nicht überbrückt werden. Der große Fehler von Karl und Paul war eben der, dass man das Versuchsobjekt weit ab nach Spanien baute, statt in der Nähe zu bleiben, um weitere Erfahrungen zu sammeln. Nicht zu rechtfertigen war, dass Karl, der doch letzten Endes die gleiche Verantwortung für diesen missglückten Versuch trug, Paul fallen ließ und mit den

andern Teilhabern, diesem allein die Schuld für die entstandenen Verluste bemaß. Paul Walcker hat diese Haltung seines Bruders nie vergessen können.
Inzwischen war das Verhältnis zwischen Karl und Paul immer gespannter geworden. Paul zeichnete in der Geschäftszeit das Gehäuse eines großen Orchestrions für seinen Schwiegervater Imhoff, der eine Orchestrionfabrik in Vöhrenbach/Schwarzwald besaß. Karl machte ihm wegen dieser Privatarbeit Vorwürfe, Paul brauste auf. Es kam in meiner Gegenwart sogar zu Tätlichkeiten. Der Riss war unheilbar geworden. Paul Walcker musste aus der Firma austreten und ging zu Wilhelm Sauer nach Frankfurt a. Oder. Karl übertrug mir jungen Burschen von 23 Jahren den Posten des Werkführers, den Paul jahrelang verwaltet hatte. Mit Feuereifer widmete ich mich diesem neuen Auftrag. Altüberkommene Arbeitsweisen schienen mir verbesserungsbedürftig. Karl Walcker’s verständnisvoller Unterstützung durfte ich mich jederzeit erfreuen, trotzdem unsere Meinungen über technische Dinge manchmal auseinander gingen. Manchmal musste ich gegen meine Überzeugung handeln; musste mich aber fügen.
Die Arbeit war nicht gerade leicht, hatte ich doch immer wieder gegen den passiven Widerstand der älteren Arbeiter zu kämpfen, denen das neue Tempo gar nicht behagte und die lieber in der alten Gemütlichkeit weitergearbeitet hätten. Vater, Heinrich und Eberhard Walcker standen dem Wollen und Streben des jungen Werkführers auch nicht gerade wohlwollend gegenüber. Warum sollte heute manches anders sein, als man’s von Vaters Zeiten her jahrzehntelang gewohnt war? Meine Vorschläge zur Anschaffung neuer Maschinen wurden in der Regel ungnädig aufgenommen. Auch Karl Walcker, der gerne sparen wollte, war nur schwer zu Neuanschaffungen zu bewegen und doch waren diese nötig, so nötig, wie das tägliche Brot.
Die pneumatische Traktur hatte ihren Siegeszug angetreten. Ein Suchen und Erfinden von neuen Konstruktionen setzte überall ein. Jeder Orgelbauer setzte seinen Stolz darein ein eigenes pneumatisches System zu erfinden und zu bauen. Gute und schlechte Trakturen erblickten das Licht der Welt. Vielen damals erbauten Orgeln hafteten die Mängel und Kinderkrankheiten ihrer Geburt jahrzehntelang an, bis sie den Weg allen Fleisches gingen. Auch die Firma E.F. Walcker & Cie. hatte in jenen Zeiten manches Lehrgeld zu zahlen. Die Einführung der pneumatischen Traktur in Verbindung mit der Kegellade wies aber bald einen gangbaren Weg, der zum Ziele führte. Es ist das Verdienst Karl Walcker’s diese Konstruktion erfunden und eingeführt zu haben. Er meldete die Erfindung damals zum Patent an, das aber- aus welchen Gründen weiß ich nicht mehr – nicht erteilt wurde. Heute noch ist die Kegellade mit pneumatischer Traktur die sicherste aller pneumatischen Windladen-Konstruktionen.
Da die Ausarbeitung der Werkzeichnungen und der Entwürfe von Orgelgehäusen meine Zeit immer mehr in Anspruch nahm, wurde im Jahre 1892 der Orgelbauer Karl Ruther als Werkführer eingestellt. Im Zeichenbüro war inzwischen ein junger Mann namens Hermann Werner herangewachsen, sodass ich mich mehr der Außenarbeit widmen konnte. Mit der Anstellung von Karl Ruther hatte Karl Walcker eine glückliche Hand gehabt. Ich erinnere mich noch gerne an die Zeit zurück, als der junge Werkführer schon in den ersten Tagen seiner Tätigkeit zeigte, was zielbewusste Arbeit heißt. Das Werk war bei ihm in guten Händen.
Zuerst machte ich mit Karl Walcker zusammen einige Geschäftsreisen; er führte mich bei einigen Organisten und Geschäftsfreunden ein. Ich sollte ihn künftig bei Aufsuchen von Orgelinteressenten und beim Abschluss von Bestellungen unterstützen. Karl hatte eine besondere Gabe mit Menschen umzugehen. Aus seiner Pariser Zeit hatte er die Gewohnheit, den glänzenden Zylinder zu tragen, beibehalten; meist ging diese Kopfbedeckung auch mit

auf Reisen. Durch sein konziliantes Auftreten und sein zielsicheres Wesen hatte er grossen Erfolg und erwarb sich die Achtung und das Vertrauen der Kundschaft. Herzliche Freundschaft verband ihn mit führenden Organisten und Sachverständigen; ihm war es im Wesentlichen zu verdanken, wenn Aufträge hereinkamen.
Für die Kunst der Menschenbehandlung, die Karl so meisterhaft beherrschte, hatten Paul und Eberhard wenig Verständnis. Bei Orgelaufstellungen kam es manchmal zu Differenzen zwischen Mitgliedern der Kirchenbehörden und einem der jüngeren Brüder, sodass Karl eingreifen musste, um den Frieden wieder herzustellen. Paul hatte in der Synagoge in Leipzig die Orgel zu stimmen, er bekam mit dem Synagogendiener Streit, im Verlauf dessen Paul dem Juden eine Tracht Prügel verabreichte. Darob große Entrüstung bei dem Vorsteher der Synagoge. Die Beziehungen mit Walcker wurden abgebrochen; man wandte sich an die Firma Sauer. Dieser sandte den inzwischen zu ihm übergetretenen Paul Walcker nach Leipzig. Darob wieder große Entrüstung bei den Juden: „gehen wir zu Walcker kommt dieser Kerl und gehen wir zu Sauer erscheint er auch wieder“, jammerten die Hebräer.
Um Orgelaufträge hereinzubringen hatten sich weder Paul noch Eberhard jemals bemüht, dass überließen sie gerne dem Kaufmann. Unbegreiflich ist es heute noch, dass Paul die Orgel, die die Firma im Jahre 1876 zur Weltausstellung nach Philadelphia geschickt hatte, nicht verkaufen konnte, trotzdem Paul als Vertreter der Firma während der ganzen Dauer der Ausstellung in Philadelphia anwesend war. Dieses Werk kam wieder zurück und steht heute noch in einer Kirche in Backnang.
Im Jahre 1892 erschien eines Tages der japanische Physiker Dr. Shoré Tanaka in Ludwigsburg, um wegen des Baues einer reingestimmten Orgel zu verhandeln. Tanaka gelang es Karl Walcker von der Bedeutung seiner Erfindung zu überzeugen und veranlasste ihn den Bau einer solchen Orgel für das preußische Kultministerium zu übernehmen. Jede Oktave eines Registers umfasste 98 Noten. Tanaka verteilte diese auf eine normale Klaviatur; durch Teilung der Ober- und Untertasten, waren alle Töne spielbar. Wenn das Spiel schon in C-Dur schwierig war, wie viel schwieriger war es in den andern Tonarten. Hier nun setzte die Erfindung Tanakas ein. Durch eine geistreich erdachte elektrische Transponiervorrichtung konnte man in C-Dur durch Verschieben eines Hebels auch alle andern Tonarten spielen. Ich wurde von Karl Walcker beauftragt, mit Tanaka die notwendigen Versuche durchzuführen. Für mich war diese Arbeit außerordentlich interessant und lehrreich, handelte es sich beim Bau dieser Orgel um die Einführung der elektrischen Traktur, der man bisher so fern stand. Der Japaner beherrschte auch die Elektrizitätslehre und weihte mich in die Geheimnisse derselben ein. Er war inzwischen nach Ludwigsburg übergesiedelt und wohnte in meinem elterlichen Hause; sodass ich oft Gelegenheit hatte mit ihm zusammen zu sein und die Probleme immer wieder durchzusprechen.
Nach einem Jahr intensiver Arbeit war das Werk vollendet. Die syntonisch rein gestimmte Orgel war fertig und wurde von Tanaka einem größeren Kreis von Interessenten vorgeführt. Pfarrer Paret, welcher mit großem Interesse den Bau dieser Orgel verfolgt hatte, spielte das Instrument. Alles war erstaunt über den Wohlklang, dem man eine große Zukunft voraussagte. Ich stellte die Orgel dann in der Aula eines Berliner Gymnasiums auf; auch dort wurde dieser Versuch die syntonisch reine Stimmung auf die Orgel zu übertragen, mit größtem Interesse aufgenommen. Eine weitere Verbreitung fand dieses Instrument aber nicht, weil es letzten Endes zu kompliziert und zu teuer geworden wäre. Für mich war aber diese Arbeit eine Fundgrube neuen praktischen und theoretischen Wissens. Auch von andern Erfindern wurde die Frage der reinen Stimmung der Tasteninstrumente immer wieder aufgegriffen und neue Systeme erfunden. Ein durchschlagender Erfolg war aber keinem beschieden. Die Konstruktionen waren zu kompliziert und das praktische Spiel ohne genaue

Kenntnis des Aufbaus des harmonikalen Klangbilds zu schwierig. Ich bin heute noch der Überzeugung, dass rein gestimmte Orgelklänge von unerhörter Schönheit sind und sich insbesondere zu Übertragungen im Radio eignen würden.
Neben meiner Reisetätigkeit wurde ich von Karl Walcker immer mehr zu Orgelaufstellungen herangezogen. Dieser hatte schon längst erkannt, dass die von Eberhard in damaliger Zeit geleisteten auswärtigen Arbeiten viel zu teuer kamen. Das Sprichwort „Zeit ist Geld“ hatte bei Eberhard keine Geltung. Unendlich lange zogen sich die Orgelaufstellungen hin, besonders dann, wenn Eberhard einen gemütlichen Stammtisch gegründet hatte. Jede Kalkulation wurde über den Haufen geworfen; statt eines Gewinns, entstanden dadurch bei den einzelnen Objekten oft wesentliche Verluste.
Bei den auswärtigen Arbeiten mussten neben den Löhnen noch Zulagen bezahlt werden, sodass sich von selbst die Notwendigkeit ergab, mit der Zeit zu geizen und mit Energie und starkem Arbeitswillen die Fertigstellung der Werke zu betreiben. Diese Aufstellungen führten mich oftmals auch ins Ausland. In meinen „Erinnerungen eines Orgelbauers“ habe ich diesen Reisen ein besonderes Kapitel gewidmet. Karl Walcker, als Kaufmann und Leiter des Geschäfts, ich selbst als Techniker im Außendienst und in der Akquisition tätig und Karl Ruther, der den inneren Betrieb fest in Händen hatte, ermöglichten den raschen Auftrieb der Firma E.F. Walcker & Cie. Eine Reihe statistischer Zahlen mögen dies beweisen.
Nachstehende Aufstellung zeigt die Registerzahl der jährlichen Neubauten und die Zahl der beschäftigten Arbeiter:

Vom Jahr	1820-1830	Im Jahresdurchschnitt	10 Register
	1830-1840		80
	1840-1850		120
	1850-1860		140
	1860-1870		150
	1870-1880		160
	1880-1890		180
	1890-1900		580
	1900-1910		1100
Im Jahre	1913	War die Zahl der Reg. a.	1790 gestiegen

Ein interessantes Bild ergibt folgende Zusammenstellung der Zahl der Arbeiter in den Jahren 1885-1914:

1885	65 Arbeiter
1886	68
1887	66
1888	68
1889	74
1890	71
1891	78
1892	84
1893	90
1894	108
1895	110
1896	109
1897	116
1898	122
1899	129

1900	117
1901	126
1902	148
1903	166
1904	170
1905	166
1906	167
1907	170

Im Frühjahr 1908 starb Karl Walcker.

1908	180
1909	172
1910	164
1911	182
1912	185
1913	210

1914 Krieg

Im Jahre 1895 erhielt ich von der Firma W. Sauer in Frankfurt/Oder eine Aufforderung in dieses Geschäft einzutreten. Zuerst sollte ich eine große Orgel in Buenos-Aires aufstellen, um drüben bis auf weiteres für diese Firma tätig zu sein. Ich hatte gute Lust dieses Angebot anzunehmen, aber mein Vater wehrte sich mit aller Kraft dagegen; er verlangte, ich müsse unbedingt in Ludwigsburg bleiben. Ich lehnte also das Sauer’sche Angebot nach langem Hin und Her schließlich ab.
Das Geschäft in Ludwigsburg ging in den Jahren 1893-1899 gut, es ergaben sich ansehnliche Gewinne. Es wurde rational gearbeitet, besonders wurden die Kosten der Orgelaufstellungen stark gesenkt. Früher hielt man es für notwendig, dass einer der Teilhaber von Anfang bis zum Ende am Aufstellungsort verblieb, jetzt reiste entweder Karl Walcker oder ich zur Uebergabe der Orgel an Ort und Stelle. Die Herren Teilhaber waren zufrieden, wenn ein Gewinn verteilt wurde.
Heinrich stand still und munter an der Intonierlade und intonierte seine Pfeifen, trank seinen Früh- und Abendschoppen und war froh, wenn er mit sonstigen Geschäftssorgen in Ruhe gelassen wurde. Eberhard intonierte Zungenregister, bastelte nebenbei allerlei Sachen und Sächelchen, dirigierte die Hausknechte und machte manchmal einen Heidenkrach- Karl war die Seele des Geschäfts, fleißig und unermüdlich hatte er immer das Interesse des Geschäfts im Auge.
Ich hatte inzwischen Prokura bekommen, vertrat Karl, wenn er auf Reisen war und arbeitete gut mit ihm zusammen. Das Verhältnis zwischen Eberhard und Karl war nicht immer das Beste. Eberhard glaubte sich als Teilhaber hinten angesetzt, wurde vielleicht auch von dritter Seite gegen Karl beeinflusst.
Im Jahre 1899 kam es zu einem Streit und zum offenen Bruch zwischen Eberhard und Karl. Letzterer fühlte sich schwer beleidigt; er zog sich in seine Wohnung zurück und erklärte, dass er erst ins Geschäft zurückkehren werde, wenn Eberhard sich in aller Form entschuldige. Dies fiel Eberhard gar nicht ein. Ich als Prokurist stand zwischen den Parteien. Karl übergab mir einen Brief mit seinen Forderungen an seine Teilhaber. Sowohl Eberhard, als auch Heinrich weigerten sich von diesem Schreiben Kenntnis zu nehmen, während Karl in seiner Wohnung saß und wartete. Es gelang mir schließlich, die Differenzen zu überbrücken. Karl erklärte aber, dass er nur unter der Bedingung ins Geschäft zurückkehren werde, wenn ich als Teilhaber aufgenommen würde. Heinrich und Eberhard erklärten sich mit diesem Vorschlag

wohl oder übel einverstanden und so trat ich denn am 24. Mai 1899 in die Firma als Teilhaber ein. Als solcher hatte ich nun in der Geschäftsleitung auch etwas zu sagen, stieß aber mit meinen Vorwärtstreibenden Plänen manchmal auf den Widerstand Karl Walcker's. Seiner Führung war ich entwachsen. Meinungsverschiedenheiten führten dann und wann zu unliebsamen Auseinandersetzungen. Wenn bei der wachsenden Arbeiterzahl neue Hobelbänke, Werkzeuge und Maschinen notwendig waren, machte Karl Schwierigkeiten. Wir mussten manchmal die Abwesenheit von Karl abwarten, um Neuanschaffungen zu machen.
Trotz allem möchte ich aber feststellen, dass ich Karl Walcker sehr schätzte ob seiner Gewissenhaftigkeit, seines Fleißes und seines überragenden Könnens. Auf dem Gebiet der Kalkulation waren wir oft verschiedener Meinung. Ich vertrat den Standpunkt, unsre Kalkulation sei zu oberflächlich, die Unkosten würden nicht genau genug erfasst und anderes mehr. Karl Walcker, als alter Praktiker meinte aber, man könne unmöglich alle Unkosten genau erfassen u. bei der Kalkulation auswerten. Das Entscheidende sei, dass man mit kaufmännischem Spitzengefühl kalkuliere. Ein alter kaufmännischer Grundsatz laute: der Käufer bestimmt letzten Endes den Preis und nicht der Verkäufer, die Bilanz am Ende des Jahres zeige, ob man richtig kalkuliert habe, oder nicht. Der Stand der Kasse gebe bald ein Bild davon, ob man falsch oder richtig kalkuliert habe. Manchmal sagte Karl: „wenn Du später selbst größere Erfahrungen hast, wirst Du vielleicht auf den gleichen Standpunkt kommen, wie ich.“
Nach Karl Walcker’s Tod beauftragte ich den bekannten Organisator Julius West mit der Einrichtung einer neuen Kalkulationsbuchführung. Alles war theoretisch wundervoll aufgebaut. Auf jeden Arbeitsplatz, auf jede Maschine, auf jede Arbeitsstunde wurden die Unkosten verteilt. Jeder Besen, jede Seife wurden erfasst und ausgewiesen. Aber bald zeigte sich, dass die Schreibarbeit unendlich kompliziert und teuer und der Erfolg doch fraglich war, weil man eben bei der Kalkulation nur die Unkosten des vergangenen Jahres kannte, aber nicht die im laufenden Jahr; es musste also doch mit Schätzungszahlen gerechnet werden…Bald kam ich, um eine Erfahrung reicher, wieder zu unserer alten Kalkulationsmethode zurück. Karl Walcker hatte Recht behalten.
Karl’s Gesundheit war nicht immer die beste; je älter er wurde und je mehr die technische Leitung auf mich überging, kamen auch für ihn Zeiten der Resignation. Schon im Jahre 1907 beschäftigten ihn Rücktrittsgedanken; er sagte mir gelegentlich, er wolle 1908 in den Ruhestand treten, aber schon vorher hat ihn der Tod aus seinem arbeitsreichen Leben dahingerafft. Im Frühjahr 1908 hatte er eine Reise nach Norddeutschland angetreten. Eines Tages kam von Karl mit der Post eine Karte, welche nur die Adresse der Firma, sonst aber keinerlei Mitteilung enthielt. Was war geschehen? Eine Karte ohne Mitteilung in den Kasten zu werfen, war durchaus nicht Karls Art. Bald darauf kam er von der Reise zurück, klagte über starke Kopfschmerzen und Schwindelgefühl und blieb zu Hause. Ich besuchte ihn öfters, offensichtlich war er schwer krank, niemand aber dachte an einen kommenden Tod. Umso überraschter war ich eines Morgens zu hören, Karl sei nach schwerem Todeskampf gestorben. Von den Söhnen Karl’s war Richard Orgelbauer geworden. Er besuchte 2 Jahre die Kunstgewerbeschule in Stuttgart. Nach seinem Wiedereintritt ins Geschäft leistete er gute Dienste. Er war vielfach bei Orgelaufstellungen im In- und Ausland dabei und genoss großes Vertrauen bei der Kundschaft. Durch seine freundliche zuvorkommende Art gewann er viele Freunde und brachte manchen Auftrag nach Hause. Nach dem Tode seines Vaters hoffte Richard und seine Familie, dass er als Teilhaber in die Firma aufgenommen werde, ein Anspruch lag aber auf Grund des von Karl Walcker entworfenen Gesellschaftsvertrags nicht vor. Ich hatte meine Erfahrungen mit den Teilhaberschaften zur Genüge gemacht und

gesehen, wie viel Arbeitskraft und Nervenkraft bei oft unsachlichen Streitereien und Meinungsverschiedenheiten verbraucht werden. Karl Walcker hatte, soviel ich erfuhr, in seinem Testament bestimmt, dass wenn Richard nicht als Teilhaber aufgenommen werde, sein Kapital in der im Vertrag bestimmten Zeit zurückgezahlt werden müsse. Nach Ausbruch des Krieges zog Richard Walcker als Unteroffizier mit dem Landwehrregiment 120 ins Feld. Schon Anfang August 1914 traf ihn in den Vogesen die feindliche Kugel. Man sah ihn noch, am Arm verwundet, mit andern Verwundeten aus der Gefechtslinie zurückgehen; aber keiner dieser Männer kam auf dem Verbandsplatz an, sie alle blieben verschollen.
Ich möchte wieder auf die Jahre 1895-1900 zurückgreifen. Im deutschen Orgelbau hatte sich nach vielen Kämpfen die pneumatische Traktur durchgesetzt, ohne volle Anerkennung bei den Organisten zu finden. Der Hauptmangel war die unvollkommene Präzision der Ansprache der Pfeifen. Trotz aller Verbesserungen der Konstruktion konnte dieser Mangel nicht verbessert werden, weil zur Verdichtung der Luft in einem Rohr eben eine gewisse Zeit nötig ist. Professor Biehle-Bautzen war der erste, der auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen diese Vorgänge klärte und nachwies, dass die Verspätung der Ansprache auch bei bester Konstruktion nicht endgültig überwunden werden könnte. Nur die elektrische Traktur konnte diese Schwierigkeiten überwinden, an ein Zurückgreifen auf die elektrische (recte: mechanische) Traktur dachte niemand. Schon im Jahre 1848 wies der Engländer Dr. Gaunlett auf die Möglichkeit hin die elektrische Kraft in den Dienst des Orgelbaus zu stellen. Im Jahre 1863 erhielt Wesley Goundy in London das erste Patent für die elektrische Traktur. Eberhard Friedrich Walcker beschäftigte sich schon im Jahre 1858 in Verbindung mit einem Schweizer Ingenieur mit eingehenden Versuchen auf elektrischem Gebiet. Als er 1860 den Auftrag zum (Bau) der grossen Konzertorgel für die Musikhalle in Boston erhielt, beabsichtigte er dieses Werk mit elektrischer Traktur zu versehen, aber alle Versuche scheiterten schließlich an der Unmöglichkeit einen für den Betrieb der Orgel genügend starken und konstanten Strom zu erzeugen. Die Dynamomaschine war noch nicht erfunden worden.
Im Jahre 1887 baute die Firma E.F. Walcker & Cie. eine große Orgel für die Stadtkirche nach Winterthur, während bei einem auf dem Speicher aufgestellten Fernwerk zum ersten Mal die elektrische Traktur angewendet wurde. Als Stromquelle dienten Leclanché-Elemente; aber schon nach kurzer Zeit zeigten sich Mängel und Störungen, sodass man genötigt war, die von Paul Walcker konstruierte Traktur durch eine pneumatische zu ersetzen.
In den neunziger Jahren führte ich die Hauptstimmung der grossen Münsterorgel in Ulm aus und hatte bei dieser Gelegenheit mit dem Münsterorganisten Graf zu tun. Jeden Tag kam dieser ein paarmal auf die Orgel, um die Stimmung nachzuprüfen. Wir Orgelbauer wussten, dass er dem Münsterfaktotum Wern, der die Tasten anhielt, strengstens befohlen hatte, die gestimmten Register, ohne Wissen des Stimmers aufzuschreiben, um eine genaue Kontrolle ausüben zu können. Man machte sich in Kenntnis dieser Sachlage manchmal den Spaß, sowohl den Tastenhalter, als den Professor etwas an der Nase herumzuführen. Graf schätzte seine Orgel, die er täglich öffentlich zu spielen hatte und bedauerte nur, dass die Begleitung von Solisten aus akustischen Gründen ungemein schwierig war. Das ganze Pfeifenwerk steht zu hoch, sodass der Klang erst durch Reflektion zu den Solisten und zum Organisten zurückkam. Graf besprach mit mir immer wieder diesen Misstand und kamen wir im Jahre 1899 überein, rechts und links der Empore in Mauernischen einige weitere Register einzubauen, die der Begleitung der Solisten dienen sollten. Ich schlug vor die Verbindung dieser neuen Orgelteile mit dem Spieltisch mittelst elektrischer Traktur herzustellen. Als Kraftquelle verwendete ich Akkumulatoren, die später durch eine Dynamomaschine ersetzt wurden. Quecksilberkontakte gaben der Traktur unbedingte Sicherheit. Die

elektropneumatischen Relais funktionierten ausgezeichnet und blieben bis zum elektropneumatischen Umbau der Orgel im Betrieb.
Der missglückte Winterthurer Versuch hatte bei Karl Walcker (von den anderen Teilhabern nicht zu reden) stärkstes Misstrauen gegen die elektrische Traktur erweckt. Man legte mir bei diesem Ulmer Versuch keine Schwierigkeiten in den Weg, man schätzte diese Versuche nicht, dass aber nachher die Sache einwandfrei funktionierte, nahm man als gegeben hin. Ein Jahr später war in der grossen Landesloge zu Berlin eine Aufgabe zu lösen, die nur mit elektrischer Traktur zu lösen war. Die Orgel stand auf einer Empore, an die zu beiden Seiten Säle anschlossen, der Spieltisch musste jeweils in den Saal geschoben werden, in dem das Instrument erklingen sollte. Nach dem in Ulm erprobten System wurde die Traktur dieser Orgel auch hier mit Erfolg angewendet.
Inzwischen waren andere Firmen nicht müßig gewesen. Dies zeigte sich bei der Konkurrenz zwischen Voit und Walcker, als es sich um den Bau einer 60stimmigen Konzertorgel nach Heidelberg handelte. Damals entschied sich Prof. Wolfrum für Voit. Kurz nach dieser Entscheidung traf ich in einer andern Sache mit Prof. Wolfrum zusammen. Auf meine Frage aus welchen Gründen die Wahl auf Voit gefallen sei, antwortete er kurz: „nach Ansicht der Sachverständigen hätte für den Bau dieser Orgel schon aus räumlichen Gründen nur die elektrische Traktur in Frage kommen können, da aber der Chef der Firma E.F. Walcker & Cie. Karl Walcker von diesem System wegen der Unzuverlässigkeit dringend abgeraten habe, sei nur noch übrig geblieben, die Firma Voit zu wählen.“
Die erste große Konzertorgel mit elektrischer Traktur war in Deutschland gebaut worden, dabei hatte Voit Walcker überflügelt. Dies war umso schwerwiegender, als damals der Bau großer Konzertorgeln in Fluss gekommen war.
Im Jahre 1905 sollte im grossen Odeonssaal in München eine Konzertorgel mit 60 Registern erbaut werden. Ich fuhr nach München, um die Verhandlungen einzuleiten. Die räumlichen Verhältnisse waren derart, dass nur die elektrische Traktur in Frage kommen konnte. Die Orgel steht 6 Meter über dem Saalboden auf der Galerie, der Spieltisch dagegen musste auf dem Orchesterpodium seinen Platz finden und zum Verschieben eingerichtet sein. Voit war wieder mit uns in Konkurrenz und stellte seinen Heidelberger Erfolg gehörig in den Vordergrund. Ich war mir klar, dass wenn wir hier wieder durchfielen, die Firma Walcker aufs stärkste ins Hintertreffen geraten würde. Als ich von München zurückkam und meinen Teilhabern die Notwendigkeit auseinandersetzte, diese neue Orgel mit elektrischer Traktur zu bauen, stieß ich auf starken Widerstand. Es kam zu Auseinandersetzungen im Verlaufe derer mir Karl, auch im Namen von Heinrich und Eberhard, erklärte, der Bau einer solchen grossen Orgel sei insofern ein Wagnis, als die nötigen Erfahrungen fehlten; deshalb seien die Teilhaber der Firma dagegen, dass die Orgel mit elektrischer Traktur angeboten werde; wenn ich aber die Verantwortung übernehmen wolle, so stehe dem nichts im Wege. Er erklärte aber ausdrücklich, dass ich für alle Verluste, die der Firma aus dem Bau entstünden, haftbar sei und allen Schaden selbst zu tragen habe. Dieser Beschluss der Gesellschafter wurde mir schriftlich zugestellt. So wenig erfreulich standen damals die Dinge für mich- ich hatte mich zu entscheiden. Da ich bei den Verhandlungen in München mit Direktor Bussmeyer, Generalmusikdirektor Mottl und Professor Max Reger mich schon derart festgelegt hatte, dass ich ohne Verlust an persönlichem Ansehen nicht mehr zurücktreten konnte, blieb mir nichts anderes übrig, als diese Verantwortung zu übernehmen. Wir erhielten den Auftrag, der Vertrag wurde abgeschlossen, die Planung konnte beginnen. Die Orgel wurde aufgestellt, Die Traktur arbeitete zuverlässig und einwandfrei; ein Stein fiel mir vom Herzen. Von einer längeren Geschäftsreise zurückgekehrt, hörte ich, dass Karl Walcker zur Einweihung der Orgel nach München gefahren sei, man hatte mir kein Wort davon geschrieben. Nachdem

man sah, dass alles gut funktionierte, heimste ein anderer die Ehren ein. Heute noch ist die Orgel mit der seinerzeit gebauten Traktur im Gebrauch. Zur endgültigen Uebergabe des Werkes durfte ich dann wieder nach München fahren. Es erschienen Bussmeyer, Mottl und Reger; letzterer setzte sich an den Spieltisch, zog alle Register und griff mit allen Fingern in die Tasten. Schön war diese Musik allerdings nicht. Mottl kam zum Spieltisch: „Ja mein lieber Reger spielen Sie doch etwas Vernünftiges.“ Reger erhob sich mit den Worten: „Ich verstehe so wenig wie Sie von der Orgel, ich schlage vor, wir trinken jetzt ein Glas Bier zusammen“, und damit war die Orgelabnahme beendet. Reger war bester Laune bei diesem Zusammensein, er erzählte einen Witz nach dem andern, sodass sich bald lustigste Stimmung im Kreise der Anwesenden einstellte. Ich erzähle diese Orgelbaugeschichte besonders ausführlich, um zu zeigen, wie schwierig meine Stellung damals war und wie viel dazu gehörte, sich durchzusetzen.
Die elektrische Traktur gewann immer mehr an Boden, in unablässiger Arbeit wurden die Apparate verbessert und verfeinert. Die von Werner Siemens erfundene Dynamomaschine lieferte den konstanten Strom; damit war die Sicherheit der elektrischen Traktur gewährleistet.
In kurzer Zeit wurden folgende Orgeln mit elektrischer Traktur, anschließend an die Münchner Orgel erbaut:

Kloster Froyennes/Belgien	33 Reg.	1906
Strassburg, Garnisonskirche, Umbau	67 ’’	1907
Weimar, Stadtkirche	72 ’’	1907
Hamburg, Musikhalle	73 ’’	1907
Stuttgart, Markuskirche	54 ’’	1907
Graz, Stefaniesaal	52 ’’	1908
Dortmund, Marienkirche	44 ’’	1908
München, Kaimsaal, Umbau	50 ’’	1908
Dortmund, Reinoldikirche	106 ’’	1909
Hamburg, St. Michaelis	164 ’’	1912

Dazwischen erstand noch eine größere Zahl kleinerer Werke, alle mit elektrischer Traktur. Wie sehr ich damals beim Bau der Orgel im Odeonssaal recht hatte, mich mit aller Energie und voller Verantwortung für die Elektrizität einzusetzen, zeigt diese Entwicklung in den nachfolgenden Jahren.
Hätte sich die Firma E.F. Walcker & Cie. bei der Odeonsorgel für die Pneumatik entschieden und dadurch auch diesen Auftrag verloren, würden die Konkurrenzfirmen einen Vorsprung gewonnen haben, der sehr schwer oder nie mehr hätte eingeholt werden können.
Neben all diesen technischen Fragen, die zu damaliger Zeit den deutschen Orgelbau bewegten, war der Kampf gegen die Grundtönigkeit der Orgeldisposition getreten.
Immer mehr war man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu übergegangen, die alten Überlieferungen der Silbermannepoche zu verlassen. Immer mehr verschwanden die Mixturen und Aliquote aus den Dispositionen zugunsten der achtfüßigen Register. So genannte Charakterstimmen wurden erfunden, man freute sich, wenn es gelungen war ein Orchesterinstrument täuschend nachzuahmen. Diese Sucht, Neues zu erfinden, führte zu Weigle’s Hochdruck- und Seraphonstimmen. Weigle’s Argumente bei den oft sehr scharfen Konkurrenzen klangen schließlich darin aus, dass er verkündete eine Hochdruckstimme hat 6 oder 10fache Kraft eines normalen Orgelregisters, also kauft man vorteilhafter eine Weigle’sche Orgel mit Hochdruckstimmen für 10.000.- Mark, als eine normale Orgel für 20.000.- Mark, denn die Tonkraft bei der letzteren ist ja gleich. Also spart die Gemeinde

10.000.- Mark. Auf diese Argumente fielen viele Kirchengemeinderäte herein, war es doch ein einfaches Rechenexempel, das auch der Dümmste begreifen musste, umsomehr, als damals Organisten und amtliche Sachverständige von Ruf die Hochdruckstimmen aus vollster Überzeugung als bedeutendste Erfindung des Jahrhunderts bezeichneten. Auch die Firma E.F: Walcker & Cie. wurde in diesen Strudel gerissen. Karl Walcker, der bei seinen Geschäftsbesuchen immer wieder auf diese Argumente Weigle’s stieß, war von der Notwendigkeit überzeugt, dass auch unsere Firma zum Hochdruckregisterbau übergehen müsse. Da Weigle für die runde, sowie für die im Winkel stehende Kernspalte ein Patent erhalten hatte, mussten andere Wege beschritten werden. Karl Walcker nannte seine neuen Pfeifenreihen „Stentorregister“. Ich beteiligte mich an diesen Bestrebungen und Versuchen wenig. Soweit ich mich erinnere erhielt im Jahre 1895 die Orgel für die Peterskirche in Frankfurt/Main die ersten Stentorregister: Gamba 8’, und Flöte 8’. Die Orgel mit ihren 35 Registern hatte eine Tonkraft von 63 Registern aufzuweisen. Das Multipliziersystem hatte auch hier einen Sieg davon getragen. Auch in der Erfindung neuer Register war Gottfried Weigle produktiv; er erfand die Labialoboe und die Labialklarinette.
Ich habe in meinen „Erinnerungen eines Orgelbauers“ mein Zusammentreffen mit dem Straßburger Organisten Professor Emil Rupp und dem Bachforscher Dr. Albert Schweitzer beschrieben. Die Zusammenarbeit mit Emil Rupp hat meine Auffassung über das Klangideal der Orgel stark beeinflusst. Aus der elsässisch-deutschen Orgelreform, deren Begründer Rupp und Schweitzer waren, ist die neue deutsche Orgelreform der Nachkriegszeit hervorgegangen. Emil Rupp hat in seinem Buch „Die Entwicklungsgeschichte der Orgelbaukunst“ auch meiner Mitarbeit gedacht und möchte ich nachstehend einige Auszüge aus seinem Buch sprechen lassen:

„mit ganz besonderer Liebe und Überzeugungstreue nahm sich der gleich einer Zündschnur aufflammenden Bewegung der jetzige Chef der Ludwigsburger Weltfirma, Dr. Oscar Walcker, an, seinen in England geweiteten Blick und seine reiche Erfahrung mit Begeisterung in den Dienst der Sache stellend. Oscar Walcker hatte durch das Beispiel der englischen Orgel und durch eigene Spekulation erkannt, dass die Wirkung einer Orgel nicht durch die bloße Anzahl der klingenden Register, sondern, abgesehen von akustisch günstiger Stellung des Werkes und der einzelnen Klaviere, in erster Linie durch den tonalen Aufbau – die Disposition bedingt.
Als die eigentlichen Geburtsjahre der deutschen Reformbewegung dürfen die Jahre 1898 und 1899 angesehen werden. In diesen Jahren weilte Dr. Oscar Walcker in Strassburg, um die Aufstellung der Orgel in der Wilhelmerkirche und den Reformumbau in der damaligen evang. Garnisonskirche. In täglichem mehrstündigem Meinungsaustausch bildeten sich allmählich die Richtlinien heraus, die der Verfasser dieses Werkes von 1899 an und etwas später auch Dr. Albert Schweitzer in den deutschen Fachorganen häufig und energisch vertreten.
Die empfindlichste Stelle aber hatte die Reform mit ihren Kämpfen gegen die zu jener Zeit im deutschen Orgelbau allein gültige Röhrenpneumatik gefunden. Auch hier gebührt Dr. Oscar Walcker das unsterbliche Verdienst, weiter als seine zeternden, in der Routine befangenen Kollegen gesehen zu haben.“

Im Jahr 1909 sollten die Bestrebungen der elsässischen Reform ihre schönste Blüte treiben. Musikdirektor Karl Holtschneider, mit dem mich aufrichtige Freundschaft verband, hatte tatkräftig und mit hohem künstlerischen Schwung sich in Dortmund, dem aufstrebenden Mittelpunkt des Landes der roten Erde, eine maßgebende Stellung errungen. Für alles Neue

aufgeschlossen, hatte auch er lebhaften Anteil an den Reformbestrebungen im Orgelbau genommen; er wusste den damals führenden Geistlichen der Reinoldikirche in Dortmund, Pfarrer Traub, für den Gedanken zu gewinnen, in der Reinoldikirche, die mit ihrem massigen alles überragenden Turm inmitten der Stadt liegt, ein neues großes Orgelwerk zu erstellen. Emil Rupp wurde als Sachberater beigezogen. Nach einer gemeinsamen Reise nach Paris zum Studium des französischen Orgelbaus wurde eine Disposition entworfen mit 5 Manualen, Pedal u. 100 Registern, die in ihren Grundgedanken ganz auf der elsässischen Reform aufgebaut war. Den Bau dieser Orgel habe ich in einem Sonderabschnitt (in) meinen „Erinnerungen eines Orgelbauers“ eingehend beschrieben und brauche ich hier nicht näher darauf einzugehen. Die bedeutendsten Organisten des In- und Auslandes wurden von Carl Holtschneider zu Konzerten herangezogen. Holtschneider selbst wurde Organist an St. Reinoldi. Die elsässische Reform hatte einen grossen durchschlagenden Erfolg.
Am 3. Juli 1906 wurde in Hamburg die Staatskirche St. Michaelis ein Raub der Flammen. Ein herrliches Orgelwerk des berühmten Meisters Johannes Gottfried Hildebrand, eines Schülers Gottfried Silbermanns vom Jahre 1761 wurde bei diesem Brand vernichtet. Mit grossen Mitteln baute der Hamburger Staat das Gotteshaus in alter Herrlichkeit wieder auf. Dass auch ein neues Orgelwerk nicht fehlen durfte, war klar. Alfred Sittard, Organist an der Kreuzkirche zu Dresden, wurde zum neuen Organisten an St. Michaelis gewählt und in seine Hände die Planung der neuen Orgel gelegt. Ein einmaliges Werk sollte erstehen. Das beste Material, die beste Konstruktion sollte für diesen Orgelbau gut genug sein. Nicht weniger als 6 Firmen wurden zur Konkurrenz aufgefordert, darunter auch die Firma E.F. Walcker in Ludwigsburg. Grosse Freude herrschte im Hause Walcker, als am 12.10.1909 in Ludwigsburg ein Telegramm eintraf, das uns den Sieg verkündete. Einstimmig hatte die Kommission beschlossen E.F. Walcker & Cie. den Auftrag zum Bau dieses Orgelwerks zu erteilen. Auch dem Bau dieser Monumentalorgel habe ich ein besonderes Kapitel in den „Erinnerungen eines Orgelbauers“ gewidmet, sodass ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche.
Im deutschen Orgelbau hatte die Firma E.F. Walcker & Cie. unbestritten die Führung in die Hand bekommen. Außer dieser grossen Hamburger Orgel wurden im Jahre 1912 noch 65 Orgelwerke erbaut; es war eine arbeitsreiche Zeit.
Es brach im Juni des Jahres 1914 der Weltkrieg aus mit allen seinen Folgen. Die Wehrpflichtigen eilten zu ihren Regimentern; nur die ganz Jungen und die Alten blieben an der Arbeit. Der Orgelbau trat immer mehr in den Hintergrund; wir mussten uns wohl oder übel auf die Herstellung von Kriegsmaterial umstellen. Zuerst fertigten wir Stalleimer aus Eichenholz an; es folgten Granatkisten, Patronenkasten und anders mehr.
Mein Teilhaber Eberhard Walcker kümmerte sich wenig um diese Dinge (gestrichen: er öffnete, wenn ich verreist war die Briefe, unterschrieb die ihm vorgelegte Post, ging auf die Jagd und zum Frühschoppen und partizipierte zur Hälfte am Gewinn.) An dem Werkführer, Carl Ruther, hatte ich eine wesentliche und starke Stütze. Dem Kontor stand mein alter Schulfreund, Alexander Kirn, als Prokurist vor. Eberhard Walcker erlitt im Jahre 1915 einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte, er trat am 31. Dezember 1915 aus der Firma aus und starb am 17. Dezember 1926. Ich war über das landsturmpflichtige Alter schon hinaus und hatte keine Einberufung mehr zu gewärtigen.
Im Jahre 1913 hatte ich an den Ausschuss des Ludwigsburger Gewerbe- und Handelsvereins, dessen Mitglied ich war, schriftlich den Antrag gestellt, im Jahre 1914 eine allgemeine Ludwigsburger Gewerbe-Ausstellung zu veranstalten. Diesem Antrag wurde zugestimmt und die Ausführung dieses Planes beschlossen. Der damalige Vorstand des Vereins, Heinrich Lotter, war Feuer und Flamme für diesen Gedanken. Auf uns beiden lag aber auch die ganze

Last. Schon einige Jahre vor Kriegsausbruch war ich von meinen Mitbürgern in den Bürgerausschuss gewählt worden, und nach kurzer Zeit wurde ich von diesem einstimmig zum Obmann berufen. Der Bürgerausschuss-Obmann hatte damals nach der Gemeindeordnung ein gewichtiges Amt, das auch viel Arbeit brachte. Auf der einen Seite stand der Oberbürgermeister mit dem Gemeinderat; auf der andern Seite war als Kontrollorgan der Bürgerausschuss ein wichtiges Glied der Gemeindeverwaltung. Der Obmann saß von Amts wegen in sämtlichen Ausschüssen der bürgerlichen Kollegien; kein Punkt durfte auf die Tagesordnung der gemeinsamen Sitzungen gebracht werden, wenn nicht vorher die betreffenden Akten dem Obmann zum Studium vorgelegt worden waren. So kam es manchmal vor, dass der Obmann, wenn er sich die nötige Zeit nahm, in den Akten besser Bescheid wusste, als der Oberbürgermeister. Für die Durchführung der Ausstellung war es natürlich von großem Vorteil, dass ich als Obmann weitgehenden Einfluss auf die Entscheidungen der bürgerlichen Kollegien nehmen konnte. Kurz vor Eröffnung der Ausstellung starb mein Freund und Mitarbeiter, Heinrich Lotter, sodass die ganze Last der Arbeit mehr oder weniger auf meinen Schultern ruhte.
Im Mai 1914 konnte die Ausstellung feierlich in Gegenwart des Königs Wilhelm II. von Württemberg eröffnet werden. Die Industrie und das Handwerk von Ludwigsburg hatten sich weitgehend beteiligt. Der Ratskellersaal war nach manchen Kämpfen mit dem Gemeinderat erbaut, der Garten völlig umgestaltet worden; ein Musikpavillon und eine Schänke zierten diesen schönen Garten mit seinen alten Bäumen. Freilichttheater und Tänze wurden auf den Terrassen des Barockpavillons aufgeführt. Der Besuch war außerordentlich stark, sodass dieser Ausstellung ein finanzielles Ergebnis prophezeit werden konnte.
Da durchzitterte die Nachricht von dem Mord in Sarajewo die Welt; alles hielt den Atem an; der Krieg stand vor der Türe. Oberbürgermeister Dr. Hartenstein und ich saßen eines Tages im Ratskellergarten, in Sorge die politische Lage besprechend. Da ertönte Trommelwirbel von der Strasse her; ein Offizier verkündete, auf einem Schemel stehend, die Eröffnung des Kriegszustandes. Die Ausstellung war nicht mehr aufrecht zu erhalten; schon am Sonntag früh holten die zum Heeresdienst Einberufenen ihre Ausstellungsgegenstände ab. Es blieb uns nichts weiter übrig, als die Ausstellung zu schließen und sie zu liquidieren. Ich stand allein auf weiter Flur. Die Abrechnung, die ich dem Gemeinderat vorzulegen hatte, wies ein kleines Defizit auf, das die Stadtverwaltung übernahm.
Im Frühjahr 1916 wurde Oberbürgermeister Dr. Hartenstein als Artillerieoffizier zum Heeresdienst einberufen. Die bürgerlichen Kollegien bestellten mich einstimmig zum Amtsverweser des Stadtvorstands. Die Führung der Geschäfte der Stadt lastete nunmehr auf meinen Schultern.
Im Laufe des Jahres waren die Lebensmittel knapp geworden, der Kohlrübenwinter stand vor der Tür. Feldküchen zur Massenspeisung mussten in Tätigkeit treten; die städtischen Sorgen häuften sich. Ich hatte neben den Gemeinderatssitzungen noch allen Kommissionen und Ausschüssen vorzustehen, die Akten durchzuarbeiten und die Belange der Verwaltung zu vertreten. Neben der Arbeit im eigenen Geschäft war meine Arbeitskraft aufs äußerste angespannt.
Inmitten des Kriegsgeschehens erhielt ich einen Brief meines Onkels Paul Walcker, des Inhabers der Firma W. Sauer in Frankfurt/Oder, mit der Bitte, nach Frankfurt zu kommen. Die Lage seiner Firma sei unhaltbar geworden, ich möchte ihm raten, wie all die Schwierigkeiten, in denen er sich befand, überwunden werden könnten. Ich fuhr nach Frankfurt und fand eine verzweifelte Lage vor. Der Maschinenfabrikant Blüthner aus Leipzig, ein Studiengenosse Pauls, hatte diesem immer größere Geldmittel vorgestreckt, sodass die Firma Sauer Blüthner völlig verschuldet war. Alle Forderungen der Firma waren

auf Blüthner zediert; dieser schickte zu den Zahltagen die Gelder nach Frankfurt. Wenn diese Sendung einmal ausblieb, konnten die Löhne nicht ausbezahlt werden, irgendein Bankkredit war überhaupt nicht vorhanden. Paul Walcker bat mich, mit ihm zu Blüthner nach Leipzig zu fahren, da diesem dieser Zustand schon längst unbequem geworden war. Blüthner wollte unter allen Umständen sein Verhältnis zu Paul Walcker und zu der Firma Sauer lösen. Er machte mir den Vorschlag, die Firma zu übernehmen und ihn auf irgendeine Weise abzufinden.
Der Gedanke, die beiden Firmen Walcker und Sauer zu verbinden, war nicht neu; schon Karl Walcker hatte mit Sauer, als dieser sich vom Geschäft zurückziehen wollte, wegen Übernahme der Firma verhandelt, allerdings ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Nun trat an mich diese Frage erneut heran, wenn auch unter erschwerten Voraussetzungen. Die Russen standen in Ostpreußen beinahe vor den Toren Frankfurts. Die Kriegslage war kritisch, die Schlacht von Tannenberg noch nicht geschlagen, die russische Dampfwalze auf dem Marsch. In dieser Situation sollte ich mich entschließen in dem gefährdeten Frankfurt ein heruntergewirtschaftetes Geschäft zu übernehmen. Die Aussicht war nicht verlockend.
Von früh morgens 9 Uhr bis abends 6 Uhr dauerten die Verhandlungen mit Blüthner, bei denen Paul Walcker nur den stummen Zuhörer spielte. Schließlich einigten wir uns auf folgender Grundlage: Blüthner zedierte mir seine Forderungen an die Firma Sauer, ich verpflichtete mich, diese Schuld in jährlichen Raten zurückzuzahlen; die Höhe dieser Raten waren abhängig von dem Reingewinn, den die Firma Sauer erzielte. So war einesteils Blüthner der Zwangslage, Sauer zu finanzieren, enthoben, anderseits hatte ich kein zu großes finanzielles Risiko zu tragen. Wir fuhren wieder nach Frankfurt zurück, mir lag daran, an Hand der Bücher die Situation genauer zu prüfen.
Paul hatte als Faktotum einen Buchhalter namens Rust, der den kaufmännischen Teil des Geschäftes führte. Das „Leistungskonto“ erregte alsbald meine Aufmerksamkeit. Rust erklärte mir, auf diesem Konto würden alle Leistungen, also Stimmungen, Reparaturen usw. gebucht, die die Gemeinden zu zahlen hätten. Auf meine Frage, wo denn die Gegenbuchungen seien, meinte Rust, diese würden auf Zettel geschrieben, die, wenn die Zahlungen geleistet, vernichtet würden. Ich wusste genug, klappte die Bücher zu, ging mit Paul, dem kein Ziegel auf dem Dache mehr gehörte, zum Notar, um den Kaufvertrag abzuschließen. Ich setzte Paul, ohne dass er auch nur den geringsten Anspruch darauf hatte, eine monatliche Pension aus und fuhr nach Ludwigsburg zurück.
So sehr ich meinen Werkführer, Karl Ruther, schätzte, so hatten sich doch im Laufe der Jahre manche Meinungsverschiedenheiten ergeben, die dann und wann zu unliebsamen Auseinandersetzungen führten. Ich schlug nun Karl Ruther vor, nach Frankfurt überzusiedeln und die Leitung der Firma Sauer zu übernehmen. Ruther nahm meinen Vorschlag an und reiste nach Frankfurt ab. Ein junger tüchtiger Kaufmann der Ludwigsburger Firma begleitete ihn, um Ordnung in die Buchführung zu bringen und um Ruther zu unterstützen. Um nun völlige Klarheit in die Sauer’sche Buchführung zu bringen, kam Ruther mit den Büchern nach Ludwigsburg. Kaum angekommen, traf ein Telegramm von Frankfurt ein: „Rust mit unbekanntem Aufenthalt verschwunden.“ (Gestrichen: Rust hatte Paul Walcker in unerhörter Weise betrogen.) Wir machten einen Schlussstrich unter die Buchführung der Firma Sauer, mit dem Entschluss das Frankfurter Werk aufzubauen. (Gestrichen: Ruther reiste nach Frankfurt zurück. Seine erste Arbeit war, mit dem Kaufmann Dreck und Schmutz aus den Werkstätten auszuräumen und Ordnung zu schaffen.) Karl Ruther hat das Vertrauen, das ich in ihn setzte, vollauf gerechtfertigt; seine Aufgabe war durchaus nicht leicht. Die an alten Schlendrian gewöhnten Arbeiter setzten dem energischen Schwaben starken passiven Widerstand entgegen, den es zu brechen galt. Langsam kamen neue Aufträge herein.

Inzwischen hatte die Schlacht von Tannenberg die Russengefahr gebannt; der Neuaufbau konnte beginnen. Karl Ruther hat die Traditionen des Altmeisters der deutschen Orgelbaukunst, Wilhelm Sauer, in vollem Umfang gewahrt und diese Firma durch rastlose Arbeit wieder zu stolzer Höhe entgegen geführt.
Im Jahre 1932 konnten wir das 75 jährige Jubiläum der Firma W. Sauer festlich begehen. Ein Sohn des Gründers der Firma, Ministerial(rat Dr. Franz) Sauer, war unserer Einladung gefolgt. Dr. Christhard Mahrenholz war auch erschienen. Eine Barockorgel stand im Montierungssaal. Die Gefolgschaft und die Ehrengäste hatten sich versammelt. Nachdem ich die Gäste begrüßt und die Festrede gehalten, setzte sich Mahrenholz an die Orgel, um in ergreifendem Spiel dem Fest die Weihe zu geben. Eine festliche Bewirtung hielt die Gefolgschaft und die Gäste bis in die späten Abendstunden zusammen. Kein Missklang störte die schöne Feier.

Das Jahr 1918 kam heran. Man spürte an allen Ecken und Enden, dass der Krieg kaum mehr zu gewinnen war. Der Oberbürgermeister war inzwischen vom Feld zurückgekommen und hatte seinen Dienst wieder aufgenommen. Am 10. November war bekannt gemacht worden, dass Matrosen mit roten Armbinden in den Zügen verhaftet worden seien. Revolutionsstimmung lag in der Luft. Mein Sohn, Heinrich Walcker, sollte am 10. November ins Feld rücken, seine Kompanie stand feldmarschmäßig zum Abmarsch bereit. Am Samstag, den 11. November, hatte der Oberbürgermeister den Verwaltungsausschuss zu einer Sitzung einberufen, um die Lage zu besprechen. Die Sozialdemokraten erklärten, keinerlei Informationen über den Stand der Dinge zu haben. Die Kommunisten hüllten sich in Stillschweigen. Alles war sich klar, dass unheilvolle Ereignisse im Anzug waren. Schwer bedrückt gingen wir auseinander. Ich wendete meine Schritte zum Bahnhof und merkte, dass da und dort lebhaft gestikulierende Gruppen sich bildeten, mit Soldaten gemischt. Der Wortführer schien ein Feldwebel zu sein. Gegen Abend begab ich mich zu einem Schoppen ins Gasthaus. Allseits lebhafter Meinungsaustausch und Sorge, was die Nacht bringen werde. Da plötzlich ein fernes Geschrei und Gegröle; ein endloser Zug Soldaten, vermischt mit Zivilisten und Weibern, wälzte sich die vordere Schlosstrasse hinunter und bog in den Schlosshof ein. Die Schilderhäuser wurden umgeworfen, die Schlosswache gestürmt und entwaffnet. Ich stand vor dem Schlosshof, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Die Lage erschien äußerst bedrohlich; ein Funke ins Pulverfass konnte das Schlimmste auslösen. (Gestrichen: Am tollsten benahmen sich die Weiber.) Da auf einmal sehe ich im Schlosshof einen Wachtmeister auf eine vor der Wache stehende Kanone steigen. Mit Stentorstimme erklärte er, dass die Revolution ausgebrochen sei, die Offiziere seien abgesetzt, er übernehme das Kommando, jeder habe sich diesem zu fügen. Er organisierte nunmehr einen Zug, der von Kaserne zu Kaserne marschieren sollte, um den Ausbruch der Revolution zu verkünden. Ich sah, dass es dem Manne, es war ein Wachtmeister namens Reiner, gelang, Ordnung in den wüsten Haufen zu bringen. Vor dem Schlosshof, ganz in meiner Nähe, stellte er sich auf und organisierte die Marschkolonne. Weiber und Zivilisten heraus aus dem Zug, rief er, es handle sich um eine militärische Angelegenheit, die die Zivilisten nichts angehe, lautete immer wieder sein Kommando. Nachdenklich ging ich nach Hause, was wird wohl die Zeit bringen? Am andern Morgen, am Sonntag, machte ich einen Gang durch die Stadt. Ruhig und still lagen die Strassen da, kaum Verkehr, aber überall leuchteten rote Plakate an den Häuserecken: Der Soldatenrat habe die Macht übernommen, jeder, der beim Plündern ertappt werde, würde erschossen.
Am Montag früh fand eine Sitzung der bürgerlichen Kollegien statt. Der Oberbürgermeister hatte sie auf Befehl des Soldatenrats einberufen. Auf jeder Treppenstufe des Rathauses

standen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Der Wachtmeister Reiner an der Spitze des Soldatenrats erschien im Saal, um sofort das Wort zu ergreifen. Das Rathaus sei militärisch besetzt, er führe auch hier das Kommando; er ersuche aber den Oberbürgermeister und den Gemeinderat, die Geschäfte in aller Ruhe weiter zu führen u.a.m. Es kamen bewegte Zeiten, die Spartakisten und Kommunisten wollten die Macht an sich reißen, die Bürgerwehr wurde gegründet, und auch ich zog wieder die Uniform an und nahm den Schiessprügel in die Hand; manche Nacht stand ich auf Posten oder schlief in der Kaserne. Das Verhältnis zwischen Soldatenrat und Bürgerwehr war ein leidliches. Der Kampf gegen die Kommunisten war gemeinsames Ziel. Einen entscheidenden Einfluss übte eine der Bürgerwehrkompagnien, gebildet aus älteren Unteroffizieren und Feldwebeln aus, die mit starker Hand durchgriff und schließlich ein renitentes Bataillon Infanterie, das in der Baradenkaserne lag, entwaffnete und auflöste. Langsam ging man wieder ruhigeren Zeiten entgegen.
Nach Kriegsende dachte niemand daran, sich eine Orgel bauen zu lassen. Mit Reparaturen und Stimmungen suchte man wieder ins alte Geleise zu kommen. Die alten Gehilfen kamen nach und nach vom Kriegsdienst zurück und meldeten sich wieder zur Arbeit. Woher aber diese Arbeit nehmen? Nach dem Abschluss des Waffenstillstandes blieben die Patronen- u. Pulverkisten halbfertig liegen. Wir waren beweglich genug, uns nunmehr auf die Fabrikation von Möbeln umzustellen. Herrenzimmer, Speisezimmer, Schlafzimmer, in Serien bis zu 100 Stck. wurden gefertigt und verkauft. Wir konnten uns wenigstens über Wasser halten und unsere Leute beschäftigen.
Im Inland regte sich das Orgelgeschäft bald wieder. Mit Freuden wurde die Möbelfabrikation an den Nagel gehängt und die halbfertigen Möbelteile an einen Schreiner verkauft.
Im Jahre 1820 hatte Eberhard Friedrich Walcker in Ludwigsburg seinen Hausstand gegründet und dorthin das Geschäft seines Vaters verlegt. Das Jahr 1920 war gekommen und der Anlass gegeben, das hundertjährige Jubiläum der Gründung der Firma festlich zu begehen. Eingeleitet wurde die Feier an einem Freitagabend mit einem Konzert Alfred Sittards in der Stadtkirche in Ludwigsburg, zu dem zahlreiche Einladungen hinausgegangen waren. Mittags wollte Sittard in der Kirche üben, aber – oh Jammer! – der elektrische Strom versagte. Die Arbeiterschaft hatte den Generalstreik proklamiert, dem sich auch die Elektrizitätswerke angeschlossen hatten. Das Konzert war in Frage gestellt. Nach langen dringenden Telefongesprächen mit der Streikleitung in Stuttgart, gab diese schließlich die Erlaubnis, dass der Strom zum Konzert wieder eingeschaltet würde. So konnte auch diese Schwierigkeit überwunden werden.
Der Verband der Orgelbaumeister Deutschlands war eingeladen, seine Hauptversammlung in Ludwigsburg abzuhalten, von nah und fern kamen die Orgelbauer in unsere Stadt. Freunde unseres Hauses konnten wir in ansehnlicher Zahl begrüßen. Am Samstagabend fand im grossen Saal des Bahnhotels ein Bankett statt, zu dem die staatlichen, kirchlichen und städtischen Behörden ihre Vertreter entsandt hatten. Manch gutes Wort wurde an diesem Abend gesprochen und der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gedacht. Am folgenden Tag vereinigten sich die Gäste zum Mittagessen, das im Kontor des Geschäfts bereitet worden war; es mögen über hundert Personen daran teilgenommen haben. Mittags wurde ein gemeinsamer Spaziergang unternommen, abends traf man sich wieder im festlich geschmückten Kontor zum Abendessen. Erst in später Nacht brachen die Gäste auf. Kein Misston störte die Geselligkeit, alles war sichtlich befriedigt vom Verlauf dieses Tages. Zu meiner Frau Ehre muss noch gesagt werden, dass das Mittag- und Abendessen unter ihrer Leitung in ihrer Küche bereitet worden war: keine Kleinigkeit, im beschränkten Raum über hundert Personen zu verpflegen. Es zeigte sich aber doch, dass ein Zusammensein im engeren

Raum, an der Stätte der Arbeit, eine gemütlichere Stimmung schaffte, als wenn man in einem Gasthaus zusammengekommen wäre. Am Montag stand ein ausgiebiger Frühschoppen auf dem Programm, nachmittags ein gemeinsamer Spaziergang nach Monrepos zum Kaffee. Frohgemut, voll schöner Eindrücke zogen die Gäste wieder ihrer Heimat entgegen. Die gemeinsam verlebten Tage hafteten noch lange in der Erinnerung.
Im Jahre 1921 baute ich in Gemeinschaftsarbeit mit Professor Dr. Willibald Gurlitt die Praetoriusorgel. Dieser Orgel habe ich in meinen Erinnerungen einen besonderen Abschnitt gewidmet. Bei der Einweihung dieses Instruments durch Prof. Dr. Karl Straube wurde mir von der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg der Dr. phil. h.c. verliehen. Der neuartige Klang dieser Orgel und die durch Karl Straube’s Künstlerschaft zu neuem Leben erweckte Barockmusik hat der deutschen Orgelbewegung den Boden geebnet und dem deutschen Orgelbau neue Wege gewiesen. Dr. Christhard Mahrenholz, der Führer dieser Bewegung, hat seine Anregungen dieser Orgel und dem Wegbereiter Prof. Dr. Gurlitt zu verdanken.
Trotz Revolution und Inflation, trotz der unruhigen politischen Lage wurden, wie man sieht, Kunst und Kulturfragen weiter entwickelt und neuer Samen für die kommende Zeit gesät. Dann kam die tolle Zeit, als die Geldscheine schließlich auf Millionen und Billionen Mark lauteten. Wenn eine Zahlung kam, reiste Felix Mayer auf dem schnellsten Wege nach Stuttgart, um Schreibmaschinen oder irgendwelche Sachwerte zu kaufen; denn schon am Abend war der Kurs weiter gesunken. Die heutige Generation kann sich gar kein Bild machen von dieser übelsten Zeit deutscher Geschichte. Die Rentenmark, die Dr. Schacht mit unerbittlicher Energie einführte, war eine Erlösung von unvorstellbarem Chaos und Elend. Ich erinnere mich noch lebhaft, als ich, stolz wie ein Spanier, mit der ersten Rentenmark in der Tasche den Ratskeller betrat, um meine Zeche mit dieser zu bezahlen. Wie ein Wunder wurde diese Mark bestaunt.
Mit aller Kraft musste das Geschäft wiederaufgebaut werden; insbesondere galt es die Verbindung mit dem Ausland wieder aufzunehmen: Infolge der Inflation gelang dies überraschend schnell. Der Export blühte wieder auf; auch im Inland kam der Orgelbau immer mehr in Gang, neue Orgeln wurden bestellt, die Arbeiterzahl stieg, die Kriegsnachwehen wurden nach und nach überwunden. Heinrich Walcker, mein Sohn, der am Tage der Revolution als Kriegsfreiwilliger ins Feld rücken sollte, nahm seine Tätigkeit im Geschäft wieder auf. Meine Tochter Hildegard verheiratete sich mit dem aus dem Felde heimkehrenden Kaufmann Felix Mayer, der dann als Prokurist die kaufmännische Abteilung im Geschäft leitete. Alexander Kirn war während des Krieges gestorben.
Im Jahre 1923 wurde mir ein Sägewerk im Rottal in Abtsgmünd zum Kauf angeboten. In einem von tiefen Wäldern umgrenzten idyllischen Tale lag die Säge mit einem Wohnhaus auf einer Insel. Ein tüchtiger Obersäger, Albert Wein, war gewonnen worden, der den Betrieb übernahm. Die Bretterstapel mehrten sich, sodass wir wieder gutes Holz in reichlicher Menge zur Verfügung hatten. Im Hause war ein Schlafzimmer für uns eingerichtet, sodass wir Gelegenheit hatten, manch frohe, genussreiche Stunde in der schönen Natur verbringen zu können.
Im Jahre 1924 wurde die erste Goldmarkbilanz aufgestellt. Wie froh waren alle, als man wieder festen Boden unter den Füssen spürte.
Während des Krieges waren die Zinnpfeifenprospekte aus den Orgeln beschlagnahmt und ausgebaut worden. Die Gemeinden wollten ihre Orgeln wieder instand gesetzt haben. Dies bedeutete für den Orgelbau ein großes, lohnendes Geschäft. Weiter stieg die Arbeiterzahl. Neben kleineren wurden auch wieder große Orgeln bestellt, so für den Konzertsaal im Hans Sachs Haus in Gelsenkirchen mit vier Manualen und 92 Registern, für die Kirche am

Kaiserplatz in Bonn mit 79 Registern, die Karlskirche in Reval mit 84 Registern, die Georgskirche in Eisenach mit 75 und den Saalbau in Recklinghausen mit 75 Stimmen.
Im Jahre 1929 erbauten wir die große Orgel im Palacio nacionale zur Weltausstellung nach Barcelona mit 154 Stimmen. Auch diesem Werke habe ich in meinen „Erinnerungen eines Orgelbauers“ ein besonderes Kapitel gewidmet, ebenso dem Bau der grossen Orgel in der Blauen Halle in Stockholm, mit 115 Stimmen. Im Jahre 1925 führte mich mein Weg über den Atlantik nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Herr Suess hatte Geschäftsverbindungen mit uns angeknüpft, die zur Lieferung einer Anzahl Orgeln nach den USA. führten. Die Aussicht schien vorhanden zu sein, dort ein weiteres Absatzgebiet zu finden. Ich wollte selbst drüben die Verhältnisse kennen lernen. Diese Reise brachte mir weniger geschäftlichen Gewinn, als eine Fülle neuer Eindrücke und Einsicht in amerikanische Verhältnisse. Suess begleitete mich auf der Reise, die im Süden bis Cincinatti, im Westen nach Chikago, im Norden nach Erie und die berühmten Wasserfälle führte. Ich lernte aber auch den amerikanischen Widerstand gegen unbequeme ausländische Konkurrenz kennen. In meinen „Erinnerungen“ habe ich die Reise näher beschrieben.
Der Auftragsbestand stieg auch weiterhin immer mehr an, neue Maschinen wurden angeschafft, die nötigen Arbeitskräfte standen zur Verfügung. Nur in der Metallpfeifenwerkstatt fehlte der Nachwuchs. Metallpfeifen mussten von andern Firmen in immer steigerndem Masse bezogen werden. Es gelang nicht mehr, die nötige Zahl Lehrlinge für diesen Spezialberuf zu bekommen. Ein unhaltbarer Zustand war hier eingetreten, den es zu überwinden galt. Ich musste neue Wege gehen und fasste den Entschluss, irgendwo in der Umgebung von Ludwigsburg eine Pfeifenwerkstätte zu errichten. Wir schrieben an die Bürgermeister aller Orte, die im Umkreis von 40 Km. an einer Bahnlinie lagen und frugen an, ob in den betreffenden Gemeinden nicht Lokalitäten zu mieten oder zu kaufen seien. Von Murrhardt kam günstige Nachricht. Nach langen Verhandlungen kam es zum Kauf eines Anwesens, das passend erschien.
Eine Wasserkraft war vorhanden, die den Gedanken wachsen ließ, mein Sägewerk von Abtsgmünd nach Murrhardt zu verlegen. Dieser Plan wurde durchgeführt, und so blüht in Hausen bei Murrhardt ein gut gehendes Sägewerk. In einem massiven Backsteinbau wurden Werkstätten eingerichtet für die Herstellung von Metallpfeifen und sonstigen Orgelteilen. Die Lösung der Pfeifenfrage war auf diese Weise geglückt. Auch durch das Verlegen des Sägewerks waren große Vorteile erreicht worden. Die Entfernung der Sägemühle im Rottal war zu groß, der Versand des Holzes zu umständlich und teuer. Das alte Sägerhaus in Murrhardt baute ich mit viel Liebe zu einem Wochenendhaus um, das mir und meiner Familie frohe Stunden der Erholung in der reizenden Gegend des Murrtales schenkte. Ein eigener Lastwagen vermittelt den Verkehr zwischen Ludwigsburg und Murrhardt. Außer dem von uns benötigten Nutzholz, werden dort auch Bauholz und Bretter geschnitten, die lohnenden Gewinn bringen.
Im Jahre 1930 erhielt ich von einem Notar in Mannheim die Nachricht, dass der Orgelbauer Bettex in Steinsfurt bei Sinsheim (Baden) in Konkurs geraten sei und fragte an, ob ich nicht das Anwesen kaufen wolle. Eine Besichtigung desselben ergab, dass die Errichtung eines Zweiggeschäfts hier durchaus nicht abwegig war. In den badischen Gemeinden herrschte ein starker Partikularismus; es war für uns beinahe unmöglich, in Baden ins Geschäft zu kommen. Als badische Firma, in Steinsfurt ansässig, schien dies eher möglich zu sein, umsomehr, als der badische Orgelkommissar, Dr. Walter Leib in Heidelberg, unseren Plan, das Steinsfurter Werk zu übernehmen, lebhaft begrüßte. Es galt rasch zu handeln (Gestrichen: als wir hörten, dass auch unser Hauptkonkurrent, die Firma Steinmeier in Oettingen, als Mitbewerber aufgetreten war.) Nach kurzer Überlegung wurde der Kaufvertrag

abgeschlossen und das Steinsfurter Werk der Firma E.F: Walcker & Cie. Angegliedert. Der Erfolg blieb nicht aus, konnten wir doch im Verlauf von zwölf Jahren nicht weniger als sechs Orgelneu- und umbauten in Baden zur Ausführung bringen.
Die Weltwirtschaftskrise, die auch den Orgelbau vom Jahre 1931 an erfasste, ging auch an uns nicht spurlos vorüber. Bestellungen kamen wenig herein, die Konkurrenz wurde immer schärfer, die Preise gingen zurück. Man freute sich über den kleinsten Auftrag, der dazu diente, den Betrieb einigermaßen in Gang zu halten. Der Beschäftigungsgrad ging soweit zurück, dass Arbeiter entlassen werden mussten.
Um möglichst rationell arbeiten zu können, war immer mein Bestreben gewesen, weitgehende Arbeitsteilung einzuführen. Das war richtig und vorteilhaft, wenn ausreichende Bestellungen vorlagen, wurde aber ungünstig, wenn der Auftragsbestand zurückging und man von der Hand in den Mund leben musste. Die Bilanzen jener Jahre wiesen Verluste auf, sowohl bei Sauer in Frankfurt, als beim Stammwerk in Ludwigsburg. Man zehrte von den Reserven, die in besseren Zeiten angesammelt werden konnten. Gerade in jener Zeit zeigte es sich, dass der Erwerb des Steinsfurter Werkes sich günstig auswirkte. Das Absatzgebiet Baden, das uns mehr oder weniger verschlossen war, brachte uns eine Anzahl Aufträge, die wir so nötig brauchen konnten.
Ende des Jahres 1930 erhielten wir eines Tages einen Brief von dem französischen Senatoren Henry de Jouvenel, mit der Frage, ob wir einen Vertreter in Paris hatten; wenn ja, wünsche er einen Besuch. Ich fuhr nach Paris. Jouvenel führte mich in ein großes, im Umbau befindliches Haus, zeigte mir einen Raum und gab mir den Auftrag einen Plan und eine Disposition für eine dreimanualige Orgel zu entwerfen, die soviel als möglich Register umfassen sollte. Die vorhandene Raumgröße solle die Grenze des Möglichen sein. Jouvenel wollte in zwei Stunden wieder zurück sein und meine Vorschläge entgegennehmen.
Der Senator nahm, als er zurückkam, meinen Bericht entgegen. Ich sagte ihm, dass in die Mauer Öffnungen gebrochen werden müssten, um dem Klang der Orgel freien Austritt zu gewähren. Mitten in der Abschlusswand des Orgelraums war ein großer französischer Kamin mit hohem Spiegel, rechts und links weite Flügeltüren. Jouvenel lud mich ein, mit ihm zu kommen. Das Auto raste durch die Strassen von Paris; wir hielten vor einer schlossartigen Villa und wurden von einer jungen Dame empfangen, die mich sofort in einen prächtigen Musiksaal führte, in dem zwei mächtige Flügel und eine Orgel von Cavaillé-Coll standen. Die Dame zeigte mir die Orgel und spielte mir eine Komposition von Bach vor. Ich war indessen völlig im Unklaren, was das alles zu bedeuten hatte. Wir fuhren wieder nach Paris zurück. Im ersten Wagen Jouvenel und die Dame, ich im zweiten Wagen. Vor einem grossen Magazin wurde gehalten, und ich wurde eingeladen mitzukommen. In einem der Räume standen wundervolle alte Renaissanceschnitzereien mit Figuren und Putten aller Art. Mit diesen Tafeln soll, wie der Senator meinte, das Musikzimmer in dem umgebauten Haus ausgestattet werden; ich würde somit verstehen, dass die Wände in dem Orgelzimmer nicht durchbrochen werden dürften. Die Fahrt ging nun weiter zu dem Haus, in das die Orgel kommen sollte. Dort wurde dann mein Vorschlag angenommen, an Stelle des Spiegels über dem Kamin einen Mauerdurchbruch zu machen und einen Pfeifenprospekt einzusetzen. Jouvenel wollte gleich einen Kostenanschlag und genauen Plan haben, da er am übernächsten Tag auf längere Zeit verreise und vorher die Bestellung aufgeben wolle. Ich reiste abends wieder nach Ludwigsburg zurück, um die Pläne zu fertigen. Vor seiner Abreise hatte Jouvenel alles in Händen, ein Telegramm brachte den definitiven Auftrag.
Die Orgel war aufgestellt, ich fuhr nach Paris, um das Werk zu übergeben. Die Dame war inzwischen die Frau Jouvenels geworden; sie spielte Bach’sche Fugen vor; ihre Tochter meisterte die Harfe. Man war mit dem Klang des Instruments sehr zufrieden. Ich war drei

Tage Gast in diesem vornehmen Hause. Zum Mittagstisch fanden sich Gäste ein, Offiziere, Senatoren, Politiker. Ich hatte den Eindruck, dass bei dieser Gelegenheit hohe Politik getrieben wurde. Jouvenel strebte, wie er mir sagte, gute Beziehungen zu Deutschland an. Er sagte mir einmal: „Sie können mir glauben, dass es für einen französischen Senator nicht einfach ist, eine Orgel in Deutschland zu bestellen.“ Ich hatte mir schon Gedanken darüber gemacht, welchen Umständen ich eigentlich diese Bestellung zu verdanken hatte. Erst später erhielt ich von dritter Seite die Aufklärung. Die Madame war eine gute Orgelspielerin und wollte in ihrem neuen Heim eine möglichst große Orgel haben. Sie ließ den Chef der Firma Cavaillé-Coll kommen und stellte auch ihm die Aufgabe, in dem verfügbaren Raum eine möglichst große Orgel zu bauen. Dieser versicherte aber, dass nur ein zweimanualiges Werk mit höchstens zwanzig Registern Platz fände. Frau Jouvenel war mit diesem Vorschlag durchaus nicht zufrieden, sie meinte, wenn der Franzose die gewünschte Orgel nicht bauen könne, dann käme eben ein deutscher Orgelbauer in Frage. Sie hatte in Hamburg die Orgel in der Michaeliskirche gehört, behielt diese in bester Erinnerung und auch den Namen des Erbauers. Sie veranlasste Jouvenel, nach Ludwigsburg zu schreiben, und ich löste die Aufgabe, eine Orgel mit 36 Registern auf drei Manualen in jenen Raum, in den der Franzose nur zwanzig Stimmen auf zwei Manuale stellen wollte, unterzubringen.
Im Januar 1933 hatte die nationalsozialistische Revolution ihren größten Siegeszug errungen und den Staat von Grund aus umgestaltet. Die Arbeitslosigkeit verschwand und auch der Orgelbau ging wieder besseren Zeiten entgegen.
Der Führer Adolf Hitler hatte die Parteitage in Nürnberg zu grossen nationalen Festen entwickelt. Tausende und Abertausende von begeisterten Menschen strömten in der Stadt der Parteitage zusammen. Der Führer befahl in der Luitpoldhalle eine große Orgel aufzustellen. Eine Abhandlung über diesen Orgelbau habe ich in meinen „Erinnerungen“ geschrieben. Die große Orgel mit 5 Manualen und 220 Registern wurde gemeinsam mit der Firma W. Sauer in Frankfurt a. Oder erbaut und hat den Ruhm beider Firmen weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausgetragen. Leider ist dieses große Werk im 3. Kriegsjahr den englischen Bomben zum Opfer gefallen.
Inzwischen ist der Bau der neuen Kongresshalle begonnen worden, ein Gebäude von unerhörtem Ausmaß strebt dem Himmel entgegen; eine Orgel, dem Raum und dem Gebäude würdig, soll erbaut werden. Nach dem Willen des Führers soll hier die größte und schönste Orgel der Welt entstehen. Die Pläne für dieses Werk reifen heran. Trotz Kriegslärm geht die Arbeit weiter und so hoffe ich, trotz meines hohen Alters, auch dieses gigantische Orgelwerk noch bauen zu können, als Krönung meines reichen Orgelbauerlebens.
Der zweite Weltkrieg, der im September 1939 uns aus der Friedensarbeit riss, hat auch die Firma E.F. Walcker & Cie. zur Umstellung ihrer Arbeit genötigt. Der totale Krieg stellt die deutsche Industrie und jeden Einzelnen in den Dienst der Kriegswirtschaft. So fertigen auch wir im Auftrage des Luftfahrtministeriums Werkzeuge und Kisten für die Luftwaffe an, und hoffen nur, dass bald ein siegreicher Friede uns wieder zu unserm ureigensten Gebiet, der „Kunst des Orgelbaus“ zurückführt. Die Orgelaufträge häufen sich, auf Jahre hinaus ist unser Auftragsbestand gedeckt.

November 1942 Oscar Walcker